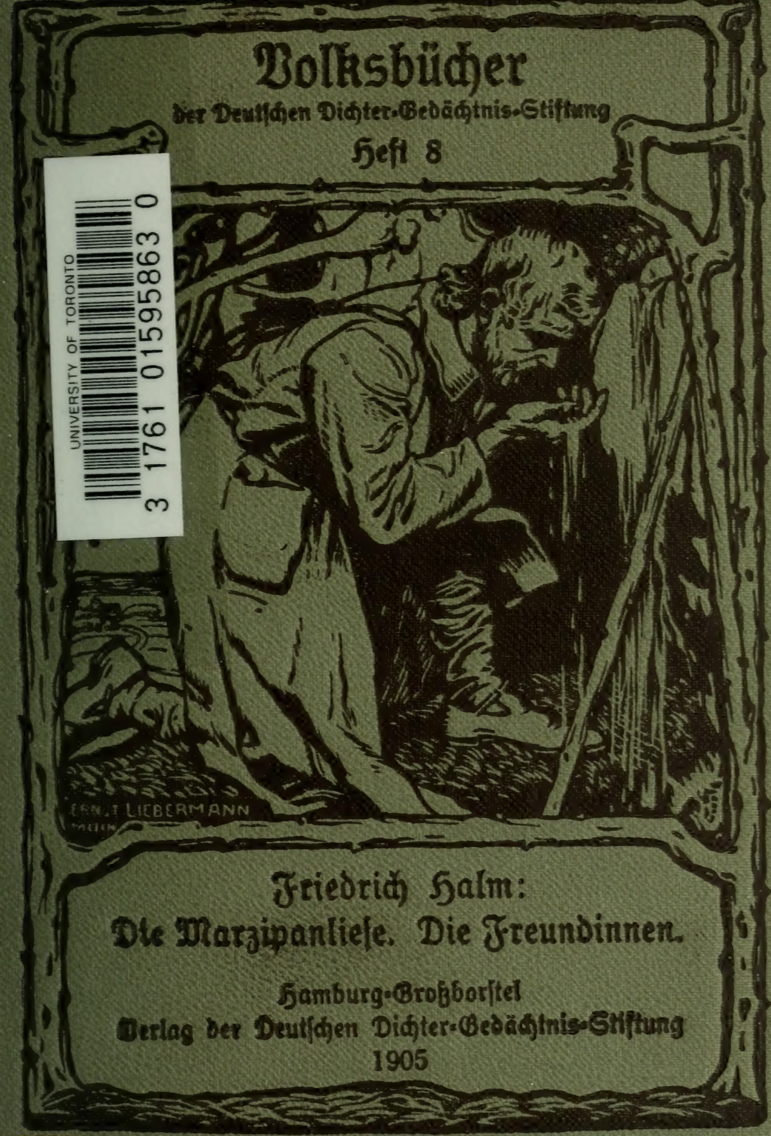
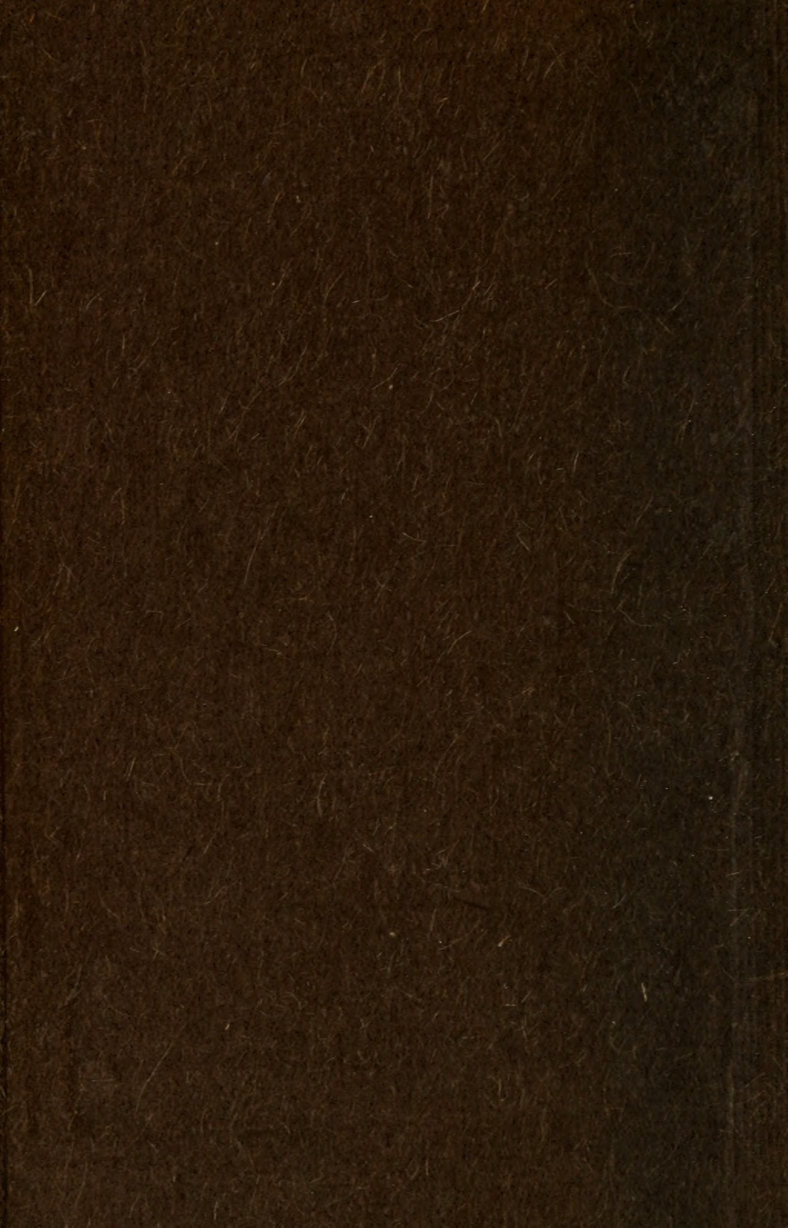
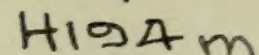

Volksbücher
der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
Heft 8
ERNST LIEBERMANN
Friedrich Halm:
Die Marzipanliese. Die Freundinnen.
Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1905









Volksbücher

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung

Heft 8

Friedrich Halm:

Die Marzipanliese. Die Freundinnen.

Hamburg-Großborstel
Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung
1905

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Der österreichische Dramatiker Friedrich Halm, dessen einst sehr beliebte Stücke: „Griseldis" (1835), „Der Sohn der Wildnis" (1842), „Der Fechter von Ravenna" (1854), „Wildfeuer" (1863) noch jetzt mitunter auf den deutschen Bühnen erscheinen, hieß eigentlich Eligius Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen und war als der Sohn eines wohlsituierten höheren k. k. Staatsbeamten am 2. April 1806 in Krakau geboren worden. Erzogen wurde er aber in Wien, wo er die Rechte studierte und schon 1826 in den politischen Staatsdienst trat. Er heiratete auch zur selben Zeit eine nicht viel jüngere Baronesse von Schloißnigg, mit der er ein glückliches Eheleben führte, worauf nur die lang andauernde Kränklichkeit der Frau später ihre Schatten warf. Im Staatsdienst machte Freiherr von Münch anfänglich nur langsam Karriere. 1831 erhielt er eine unbesoldete Regierungs-Sekretärstelle in Wien, und erst 1840 wurde er — nachdem er als Bühnendichter schon berühmt geworden war — zum wirklichen Regierungsrat befördert. Als aber 1844 die Stelle eines ersten Kustos an der Wiener Hofbibliothek frei wurde, erhielt er dieses viel, auch von Grill-

parzer umworbene Amt, womit der Hofratstitel verbunden war, und blieb darin bis zum Jahre 1867, wo er zum Hofbibliotheks-Präfekten vorrückte und gleichzeitig zum Generalintendanten nicht bloß der naturwissenschaftlichen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, sondern auch der beiden Hoftheater (Oper und Burg) ernannt wurde. Halms Ernennung hatte den, auch von ihm selbst später viel bedauerten Rücktritt Heinrich Laubes von der Leitung des Burgtheaters zur Folge, in der diesen doch bei seinem Eintritt (1849) niemand mehr als Freiherr von Münch selbst unterstützt hatte. Aber lange blieb Münch nicht in seinen, eine übermenschliche Leistungskraft erfordernden Ämtern. Seine Kränklichkeit zwang ihn, schon im November 1870 um die Enthebung vom Dienst anzusuchen, und am 22. Mai 1871 erlag er im 65. Lebensjahre seinen Leiden.

Friedrich Halms äußeres Leben könnte wohl als eines vom Glücke sehr begünstigten Mannes bezeichnet werden — seit 1847 war er ja auch Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, seit 1861 Mitglied des österreichischen Herrenhauses, außerdem noch k. k. geheimer Rat und Kämmerer — wenn er nicht von schwermütigem Temperament gewesen wäre, das ihn seines Lebens nie so recht froh werden ließ.

Wie ihm sein Freiherrnstand (bei den Grundsätzen des vormärzlichen Regierungssystems) einen Vorzug

vor seinem soviel größeren Mitbewerber Grillparzer um die Stellung in der Hofbibliothek gesichert hatte — in der sich Halm aber viele Verdienste erwarb — so verschaffte ihm seine mehr äußerlich theatralische Begabung zur selben Zeit außerordentliche Bühnenerfolge, wo die Werke seines ihm weit überlegenen tragischen Landsmannes vom Wiener Publikum fallen gelassen wurden. Für die treue Griseldis, die von ihrem Gatten Percival just nach glorreicher Erprobung ihrer Treue scheidet, weil sie erfährt, daß sie nur einer Wette wegen so schwer gequält ward, schwärmte das ganze Geschlecht des Vormärz, wo die Forderungen der Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern sich nur erst zaghaft hervorwagten. „Der Fechter von Ravenna" kam der nationalen Stimmung der fünfziger Jahre entgegen. „Wildfeuer" bot eine pikante Hosenrolle für die Darstellerinnen des Faches der Naiven u. s. w. F. Halm schrieb eine längere Reihe von Dramen, von denen noch „Der Adept" (1836), „König und Bauer" (1841), nach Lope de Vega, „Verbot und Befehl" (1848) genannt werden mögen. Überall zeigt sich Halms Bühnengeschick, das die Rollen den Schauspielern auf den Leib schreibt, zumal den Burgschauspielern seiner Zeit, eine flüssige, gebildete Sprache, sehr anschmiegsam, aber ohne Kraft und Originalität spricht, wirksame Szenen schafft: es sind Rollen, keine Menschen, die Halms Drama bietet.

Den gleichen Kunstcharakter der reichen, formge-

wandten Bildung ohne eigentliche Originalität zeigt auch Halms Lyrik, der es nicht an hübschen und liebenswürdigen Gedanken fehlt. Am vorteilhaftesten aber zeigt sich seine dichterische Begabung in seinen Erzählungen, von denen er leider nur drei: „Die Marzipanliese“, „Die Freundinnen“ und „Das Haus an der Veronabrücke“ ausgeführt hat. Hier vereinigt sich seine gediegene literarische Bildung mit seiner Freude an spannenden Vorgängen und seiner Fähigkeit, starke dramatische Wirkung zu erzeugen, zu einem sympathischen Ganzen, und gerade diese, von ihm bei seinem vorwiegend aufs Theater gerichteten Interesse wenig gepflegte Kunst zu erzählen ist es, die ihm die Anerkennung der Nachwelt am meisten gesichert hat. Im Stil seiner Novellen nahm sich Halm den Meister Heinrich von Kleist zum Vorbild, und wenn ihr Kaliber auch um vieles leichter als das der Kleistischen Erzählungen ist, so werden sie ihnen doch von den berufensten Kunstrichtern an die Seite gestellt.

Wien,
im April 1905.

Moritz Necker.



Friedrich Halm

Nach einer Originallithographie von J. Kriehuber aus dem Verlag von Artaria & Co. in Wien.



Friedrich Halm:
Die Marzipanliese



Die Marzipanliese.

Zu Weßprim in Ungarn lebte in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts kurze Zeit nach dem Abschlusse des Szathmárer Friedens ein Kaufmann, namens Paul Horváth, in Wohlstand und Fülle des Gedeihens. Er besaß vor den Toren der Stadt ein großes Haus mit tiefen Kellern und geräumigen Vorratskammern, die gleichwohl zur Aufbewahrung der Berge von Ballen, Fässern und Kisten, die sie aufnehmen sollten, oft kaum hinreichten; denn zunächst mit dem Umsatze von Tüchern beschäftigt, die er aus Steiermark und Kärnten bezog, betrieb Horváth nebenbei auch einen ausgebreiteten Handel mit Wein und Getreide. Das Bestreben, sein Geschäft in Schwung zu bringen, und das Bedürfnis, vorteilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, hatte ihn in früheren Jahren genötigt, sich bald hier bald dort auf Märkten und Messen herumzutreiben, und ihn nach Venedig, in das deutsche Reich, bis nach Holland geführt, so daß die Erziehung seiner einzigen Tochter Crescenzia und die Verwaltung seines verwaisten Haushalts monatelang der alten Margit,

einer Base seiner verstorbenen Frau, überlassen blieb. Später sah er sich dieser Anstrengungen überhoben; sein Ruf wie sein Wohlstand waren fest begründet, und Käufer wie Verkäufer, die er sonst hatte suchen müssen, pochten nun an seine Tür; mit Ausnahme einiger Tage, die er jährlich auf dem Michaelismarkte zu Ofen zuzubringen pflegte, mochte er nun in seinen eigenen vier Pfählen in Bequemlichkeit sein Geschäft betreiben, seine Tochter vom Kinde zur blühenden Jungfrau heranwachsen sehen und in heiterer Behaglichkeit die dem Ungar angeborene Tugend der Gastfreundschaft so glänzend und freigebig üben, als Neigung und Klugheit ihm geboten; denn in jenen Tagen waren bei dem Mangel zureichender Verkehrsmittel und entsprechender Unterkunft die Handelsleute darauf angewiesen, in ihren Geschäftsfreunden auch Gastfreunde zu finden, und in dem Hause des reichen Horváth, unmittelbar an der Straße gelegen, die Ofen mit Grätz und Warasdin verbindet, fehlte es weder an häufigem Zuspruch noch an freundlichem Willkomm.

Eines Tages hatte Horváth einem seiner Gäste auf der Straße nach Stuhlweißenburg bis gegen Palota hin das Geleite gegeben und fuhr nun in seinem leichten einspännigen Wagen, dies und jenes erwägend, wieder seinem Wohnorte zu. Er ließ eben vorsichtig und bedächtig, wie er war, sein Rößlein eine kleine Anhöhe im Schritt hinangehen und hüllte sich fester in seine Bunda — denn es war ein rauher

Herbstabend und aus der Richtung von Vörös-Berény pfiff der Seewind scharf und schneidend vom Balaton herüber — als er an der Einmündung eines Seitenwegs in die Hauptstraße einen jungen Menschen gewahrte, dessen Haltung auf den ersten Blick ebenso entschieden tiefe Erschöpfung und Niedergeschlagenheit ausdrückte, als der Schnitt seiner abgenutzten und staubbedeckten Kleidung ihn als einen Nichtungar kundgab. Er saß hart am Wege auf einem halbversunkenen Grenzsteine; neben ihm lag ein Knotenstock, ein kleines Bündel und sein Käppchen, während seine langen, fahlblonden Haare, vom Herbstwinde hin und her getrieben, die feinen, gefälligen Züge seines blassen, abgezehrten Antlitzes bald zeigten, bald verbargen und seine graublauen Augen wie in gedankenlosem Trotze trüb vor sich hinstarrten.

„Da, heb' auf, Junge!" rief Horváth, indem er in die Tasche griff und ihm ein Geldstück hinwarf. Der Bursche fuhr bei dem Anrufe in die Höhe; seine erste Bewegung war auf Flucht gerichtet, die zweite ein hastiger Griff nach seinem Knotenstocke; als er aber das Geldstück gewahrte, schien er sich wieder zurechtzufinden; er ließ den Stock niedergleiten und sank wieder auf den Stein zurück. „Zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben!" sagte er und schleuderte die vor ihm liegende Münze mit einem Fußstoß in den Staub der Straße hinaus. — „Eszem adta!" rief Horváth, indem er die Zügel anhielt, und fügte dann

zornig in deutscher Sprache hinzu: „Ist Er ein Millionär? Oder ist Ihm kaiserliche Münze zu schlecht, um sie aufzuheben? Will Er Antwort geben, Landstreicher?" Der Jüngling wechselte die Farbe und schoß einen scheuen, stechenden Blick voll feindlichen Ingrimms nach dem Sprechenden; aber er schien Gründe zu haben, sich zurückzuhalten, denn er biß sich in die Lippen und versetzte nach einer Pause mit gepreßter Stimme: „Ich will kein Almosen! Ich will ein Unterkommen, ich will Arbeit finden!" „Pah, Arbeit," rief Horváth, „mit den feinen, zarten Händen! Was für Arbeit will Er damit verrichten?" Der Jüngling richtete sich empor und erwiderte mit verächtlichem Lächeln und dem sichtlichen Gefühle geistiger Überlegenheit, mit der Feder sei mehr Arbeit zu verrichten als mit der Holzaxt; er sei des Rechnens und der Buchführung kundig; er spreche und schreibe zwar nicht Ungarisch aber Deutsch, Wälsch und Latein und verstehe sich auch noch auf andere nützliche Dinge. Horváth hörte die zuversichtlichen Worte mit beifälligem Kopfnicken an und warf nach kurzem Besinnen die Frage hin, wie er heiße, was er bisher getrieben und ob er Zeugnisse seines Wohlverhaltens habe? Der Fremde stockte eine Weile, aber bald gesammelt berichtete er mit geläufiger Zunge, er heiße Franz Bauer, sei aus Wien gebürtig, habe dort bei einem Advokaten serviert, diesen aber verlassen, um sich in der Welt umzusehen; in Fünfkirchen sei er schwer er-

krankt und durch Diebstahl seiner Zeugnisse und des besten Teils seiner Habe beraubt worden; gestern sei er über den Plattensee herübergekommen und sitze nun hier und wisse sich nicht Rat noch Hilfe. Horváths Beifallnicken hatte sich während dieses Berichts mehrmals in ein bedenkliches Kopfschütteln verwandelt, aber das gefällige Äußere des Fremden schien seinen einfachen Sinn bestochen zu haben. „Gut," sagte er endlich, „ich will Ihm für heute nacht Herberge geben und morgen, wenn sich zeigt, daß Er arbeiten kann und will, soll sich auch das Unterkommen finden! Sitz' Er auf!" Und damit rückte er in die Ecke des Wagensitzes, ihm Platz zu machen. Der junge Mann bedachte sich einen Augenblick und musterte mißtrauisch scheu die offenen, ehrlichen Züge des Kaufmanns; dann warf er Bündel und Knotenstock in das Korbgeflecht am Hinterteil des Wagens und schwang sich an Horváths Seite, der nun sein Rößlein die Anhöhe hinunter rasch auf Weßprim zutraben ließ.

Am nächsten Morgen, als Horváth dem jungen Manne zur Probe eine der vielen Rechnungen vorlegte, die zu seiner großen Verlegenheit durch den vor einigen Wochen erfolgten Tod seines Buchhalters in Unordnung geraten waren, zeigte sich bald, daß Franz Bauer den Verstorbenen nicht nur an Richtigkeit der Auffassung, Gewandtheit und Scharfsinn, sondern auch an Kenntnissen weit übertraf, so daß Horváth sich auf der Stelle der Dienste des jungen

Mannes zum Abschluß der unvollendeten Rechnungen und zur Aufarbeitung der in Briefwechsel und Buchführung erwachsenen Rückstände versicherte. Die Lösung dieser Aufgaben konnte beiläufig sechs Wochen in Anspruch nehmen; allein der Eifer, den Franz in der Erfüllung der übernommenen Pflichten bewährte, und die Leichtigkeit, mit der er die verwickeltsten Geschäfte gleichsam spielend bewältigte, ohne daß seine Arbeiten dabei an Gehalt und Genauigkeit auch nur im mindesten verloren hätten, machten ihn seinem Dienstgeber bald ganz unentbehrlich.

Schon nach Verlauf eines Monats schlug Horváth dem neuen Hausgenossen vor, die Stelle seines Vorgängers mit allen damit verbundenen Ehren und Genüssen bleibend einzunehmen, und legte ihm die Annahme seines Antrags so nahe, daß es dem jungen Manne ein Leichtes gewesen wäre, durch scheinbare Weigerung auch noch höheren Ansprüchen Geltung und Gewährung zu verschaffen. Allein Franz war zu klug, um für einen kargen Gewinn in der Gegenwart vielleicht für alle Zukunft an Gunst und Vertrauen verlieren zu wollen. Er nahm Horváths Antrag als unverdiente Huld und Ehre demütigdankbar an und pries sich hochbeglückt, fortan dauernd einem Hause angehören zu dürfen, dessen Mitglieder ihm insgesamt mit so freundlichem Wohlwollen, so herzlicher Teilnahme entgegenkämen.

Der Schreiber Ferencz, wie er nun nach seiner Beförderung genannt wurde, war wirklich in kür-

zester Zeit der Liebling aller Hausgenossen geworden. Schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hatte er allmählich den menschenscheuen, argwöhnisch-finstern Trotz, mit dem er zuerst aufgetreten war, gegen ein sanftes, leidendes Wesen, gegen eine stille, schüchterne Freundlichkeit und das rührende Bestreben vertauscht, jedermann in jedem Wunsche zuvorzukommen und allen Dienste zu leisten, ohne je welche für sich in Anspruch zu nehmen. Die Regentin des Hauses, die alte Margit, wußte er durch seine ungewöhnliche Frömmigkeit, durch die laute Anerkennung der Vortrefflichkeit ihrer Haushaltung, vor allem aber durch die dankbare Bereitwilligkeit einzunehmen, mit der er bei seinen häufig wiederkehrenden Augenleiden die unerschöpfliche Fülle ihrer Heilmittel über sich ergehen ließ; die Knechte des Hauses machte er sich teils durch kleine Geschenke, teils durch die Wärme geneigt, mit der er ihre Bitten um Urlaub oder Zulage bei ihrem Dienstherrn befürwortete; die Mägde aber bestach er durch freundliches Grüßen, bescheidenes Lobpreisen ihrer Reize und durch die schwermütig klagenden Töne, die er in schönen Mondnächten, am Brunnenrande hingelehnt, seiner Flöte zu entlocken wußte. Czenczi, die Tochter des Hauses, war es, der er sich von allen zuletzt, aber nicht minder erfolgreich, näherte.

Das erste Auftreten Ferencz' hatte einen abstoßenden Eindruck auf das siebzehnjährige, einfach schlichte Mädchen gemacht; es war ihr unheimlich

in seiner Nähe, sie fürchtete sich vor dem starren Blicke seines hellblauen Auges, aber die Lobeserhebungen des Vaters, das gefällige Äußere, das feine Wesen des jungen Mannes verwischten bald diesen ersten Eindruck; die Berichte der Mägde und der Base Margit von der Niedergeschlagenheit, dem sichtlichen Kummer des armen Schreibers gewannen ihm allmählich in demselben Maße ihre Teilnahme, als die von allen Seiten gepriesene Fülle seiner Kenntnisse ihre beneidende Bewunderung erregte. Bei allem Reichtum Horváths war nämlich der Unterricht, den Czenczi in jenen Tagen in einer Landstadt Ungarns empfangen konnte, weit hinter den Wünschen des Vaters wie der Tochter zurückgeblieben; vor allem war ihre Kenntnis der deutschen Sprache äußerst mangelhaft, und diesen Umstand wußte Ferencz zu benutzen, um auch nach dieser Seite hin seine Stellung zu befestigen. Sein Anerbieten, ihr in seinen freien Stunden in dieser Sprache Unterricht zu erteilen, wurde von Horváth mit Beifall, von Czenczi mit Entzücken angenommen, ja diese letztere bestand darauf, ihrem Lehrer dafür die Elemente der ungarischen Sprache beizubringen. Der wechselseitige Unterricht begann und wurde von den jungen Leuten, die sich anfangs nur notdürftig verstanden, mit so ungewöhnlichem Erfolge fortgesetzt, daß Czenczi schon nach einigen Monaten der Base unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertrauen konnte, daß die Braut des armen Ferencz ihn treu-

los verlassen und einen andern geheiratet habe; daß er darüber verzweifelnd in die weite Welt gegangen und erst jetzt wieder so weit sei, der Stimme der Vernunft Gehör zu geben und Trost anzunehmen; ein Bericht, der, mit seltsamer Unruhe und häufigem Erröten vorgetragen, eine weltkundigere Zuhörerin als die alte Margit über die Person der Trösterin und die Art und Weise der Tröstung wohl kaum in Zweifel gelassen hätte.

Indessen hatten die raschen Fortschritte des Schreibers Ferencz in der Gunst der Hausgenossen dem Glücklichen im stillen einen Feind erweckt, der allmählich hervortretend ihn aus der siegreich eingenommenen Stellung wieder hinauszudrängen oder ihm doch die Ausbeutung derselben bedeutend zu erschweren drohte. Dieser Feind war Antal, der Schaffner des Hauses. Sei es, daß Ferencz ihn zu geringer Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, oder konnte Antal, aus der Marmarosch gebürtig und ein Ungar mit Leib und Seele, es nicht verschmerzen, dem verhaßten „Schwaben" eine Stelle vertraut zu sehen, zu deren Übernahme er selbst früher sich unfähig bewiesen hatte — genug, er scheute keine Mühe, jedem Schritt des Schreibers nachzuspüren, und es gelang ihm auch mit dem Scharfblicke des Hasses Bemerkungen zu machen, die, vergiftet durch die Folgerungen des Argwohns und mit der Beredsamkeit der Mißgunst verbreitet, allerdings geeignet waren, seinem Gegner Verlegenheiten aller Art zu

bereiten. Vor allem wußte Antal hervorzuheben, daß die Duplikate der Zeugnisse, die dem Schreiber in Fünfkirchen gestohlen worden, von Wien nicht eintreffen wollten, wobei er nicht verfehlte, zugleich auf den seltsamen Umstand hinzuweisen, daß die heftigen Anfälle von Kopfgicht und Augenleiden, denen der Schreiber unterworfen war und die ihn jedesmal nötigten, sein Antlitz mit Binden und Schirmen aller Art zu umhüllen, ihn fast regelmäßig an den Tagen heimzusuchen pflegten, an denen Handelsfreunde des Herrn aus Steiermark oder Kärnten im Hause zu Gaste wären; ja, er behauptete, Beweise in Händen zu haben, daß Ferencz die Augenwässer, Salben und Kräutersäckchen der Base Margit, wie sehr er deren Heilkraft auch rühme, meist ungebraucht, wie er sie empfangen, beiseite werfe.

Aber auch noch von anderer Seite her bemühte sich Antal, den beneideten Günstling ins Gedränge zu bringen, indem er ganz unverhohlen sein Erstaunen, ja seine Entrüstung äußerte, daß ein so gewiegter, weltläufiger Mann wie Herr Horváth seine einzige Tochter und Erbin mit einem von der Straße aufgelesenen, so ganz „unvorhergesehenen" Menschen, wie der Schreiber wäre, stundenlang in einer Sprache verkehren lasse, die den übrigen Hausgenossen mehr oder weniger unverständlich sei; so viel wäre wenigstens gewiß, daß die Wangen Czenczis nach solchen Zusammenkünften mit dem schönsten Scharlachtuch in dem Warenlager ihres Vaters an Farbenpracht

wetteifern könnten, während Ferencz, wenn er seine Schülerin verließe, nicht anders einhergehe, als sollte er nächstens Paladin oder gar König von Ungarn werden. Solche Äußerungen pflegte er mit häufigem Kopfschütteln und bedauerndem Achselzucken zu begleiten, oder sie mit einigen Sprichwörtern — als: „Der Bock tauge nicht zum Gärtner", „Fette Bissen wären leicht verschlungen" und „Gelegenheit mache Diebe" — zu beschließen, und so laut und so unablässig wiederholte er allerorten diese und andere Redensarten, daß sie endlich auch zu Horváths Ohr drangen. Dieser jedoch, durch Antals Benehmen über alles Maß hinaus verletzt und aufgebracht, stellte sich mit höchster Entschiedenheit auf die Seite des verdächtigten Ferencz und wies laut und öffentlich alle gegen ihn gerichteten Beschuldigungen als schändliche Verleumdungen von sich. Ferencz hatte seinem Dienstherrn in der Gegenwart zu schlagende Beweise seiner Uneigennützigkeit und Redlichkeit gegeben, als daß dieser an dessen Rechtlichkeit in der Vergangenheit hätte zweifeln können. Ebenso widersinnig erschien dem leichtsinnig gutmütigen, in das Wesen der Dinge selten tief eindringenden Manne die Annahme, seine Tochter könne sich mit einem solchen hergelaufenen wildfremden Menschen in einen Liebeshandel einlassen.

Weit entfernt, durch Entlassung des Schreibers jede Möglichkeit der Fortdauer eines solchen Verhältnisses abzuschneiden, besorgte er vielmehr, eben

dadurch einesteils den von Antal verbreiteten Gerüchten einen Anschein von Begründung zu geben, andernteils sich selbst ohne Not eines vortrefflichen, nicht leicht zu ersetzenden Arbeitsgehilfen zu berauben. Um Czenczis Ruf vor Verleumdung sicherzustellen, erschien es ihm genügend, den jungen Leuten die Fortsetzung des wechselseitigen Unterrichts zu untersagen, und so unterbrach er eines Tags die Lehrstunde, wies den Schreiber dahin zurück, wohin er gehöre, nämlich in die Schreibstube zu seinen Büchern, verbot seiner Tochter allen ferneren Verkehr mit dem flötenspielenden Betteljungen, legte dem mit Entlassung bedrohten, in tiefster Zerknirschung um Gnade flehenden Antal ewiges unverbrüchliches Stillschweigen auf, und alles war abgetan. Die jungen Leute, die erst ganz vernichtet schienen, fanden sich, ehe man es erwarten konnte, in den ihnen aufgelegten Beschränkungen zurecht und gaben sich, wenn nicht heiter, doch gefaßt und ruhig; Antal knurrte und murrte innerlich, ballte die Fäuste in der Tasche und fletschte die Zähne gegen die Wand, und Horváth, dem keine Verdächtigung weiter zu Ohren kam und der nichts Ungebührliches mehr bemerkte, ließ allgemach die Dinge, die er glücklich in das richtige Geleise gebracht zu haben glaubte, wieder ruhig nach wie vor ihren Gang nehmen.

So waren zwei Jahre verflossen; ein schöner Herbst lag über dem Lande, und in wenig Tagen sollte der Michaelimarkt zu Ofen beginnen, den Horváth

jährlich zu besuchen pflegte. Zwei Frachtwagen mit feinen Tüchern waren auch diesmal schon dahin abgegangen und der Kaufmann gedachte ehestens seiner Ware nachzufolgen. Es war Mittag; den Schreiber hatte Horváth Gelder einzukassieren ins Kloster nach Bakony-Bél gesandt, und er selbst kramte unter Papieren und Warenmustern, als Antal, der Schaffner, in die Schreibstube trat und, die Anrede des Herrn erwartend, demütig an der Tür des Gemachs stehen blieb. Antal hatte vor einigen Wochen eine für seine Verhältnisse nicht unbedeutende Erbschaft gemacht und infolgedessen Herrn Horváth seine Dienste gekündigt, um in seiner Heimat selbst einen Kramladen zu eröffnen. Seine Dienstzeit war abgelaufen, das Wägelchen, das ihn heimwärts führen sollte, stand vor der Tür, und er war nun gekommen, Abschied von dem Manne zu nehmen, der ihm durch zehn Jahre ein mitunter ungebärdiger und auffahrender, aber bei alledem ein wohlwollender und freundlicher Herr gewesen. Horváth hatte die Feder weggelegt und war auf den nicht eben mehr jungen, aber von Kraft und Gesundheit strotzenden Burschen zugeschritten, der durch ein seltsames Zucken in seinen offenen Zügen und durch ein krampfhaftes Drehen des wohlgewichsten Schnurrbarts unverkennbar heftige innere Bewegung verriet. Als nun Horváth in gewohnter Gutmütigkeit die Hand auf seine breite Schulter legte, ihm für die guten Dienste, die er ihm geleistet, für Redlichkeit und Treue, die er ihm durch

lange Jahre bewiesen, freundlich dankte und bedauerte, daß er trotz aller Abmahnungen, statt in seinem Hause bessere Tage abzuwarten, sich in so mißlicher Zeit auf seine eigenen Beine stellen und sein Glück im Handel versuchen wolle, da rollten große Tränen über Antals braune Wangen. „Herr," stieß er schluchzend heraus, „ich weiß, es kann mein Unglück sein, daß ich gehe, und gewiß werde ich's nirgends mehr so gut haben, als ich's bei Euch hatte, aber ich muß fort! Gott straft mich; weil ich zur Unzeit Ungebührliches ins Blaue hineinschwatzte, darf ich nun zur rechten Zeit das Notwendige nicht sagen, und zusehen kann ich auch nicht mehr, oder mir drückt es das Herz ab!" „Was sieht Er denn," rief Horváth, den die Erschütterung des Burschen anzustecken begann, „und warum muß Er es verschweigen?" — „Ich muß! Ich muß!" versetzte Antal, indem er sich mit der mächtigen Hand vor die Stirn schlug, „ich habe im Zorn meine Seele dem Teufel verschworen, wenn noch ein Wort über meine Lippen käme, das einen hier im Hause beträfe; ich darf nur eins," fuhr er fort, indem er die Hände faltete, „bitten, bitten darf ich Euch, macht die Augen auf und sehet den Weg, den Ihr geht! Schafft Rat, da es noch Zeit ist! Denkt nach, warum der hübsche Kis Sándor zu jung und der wackere Barna László zu alt war, Euer Schwiegersohn zu werden! Denkt nach, nehmt Euer Herz in die Hand — und Gott segne Euch!" und damit küßte er schluchzend dem

Herrn die Hände und den Saum des Kleides und fuhr zur Tür hinaus.

Horváth stand betroffen und von Staunen und ungewisser Angst wie gelähmt; als er, wieder zur Besinnung gekommen, Antal nacheilte, war dieser längst auf sein Wäglein gesprungen, hatte mit Zunge und Peitschenknall das Gespann angetrieben und flog von Staubeswirbeln umhüllt in echt ungarischem rasendem Jagen der Heimat zu.

Spät am Abend desselben Tages, als die Dämmerung längst hereingebrochen war, kehrte der Schreiber Ferencz, in seinen Szür eingehüllt, einen schweren Geldsack unter dem Arm, von Bakony-Bél zurück. Die heller als gewöhnlich durch das Küchenfenster herleuchtende Flamme des Herdfeuers und ein ihm unbekannter Knecht, der ein paar sichtlich ermüdete Rosse pfeifend im Hofe herumführte, damit sie langsam sich abkühlten, ließen ihn bald gewahren, daß ein Gast im Hause wäre. Er stand eine Weile unschlüssig unter dem Torweg; als er aber später den Burschen, die Pferde in den Stall weisend, ein lustiges „Schnadahüpfl" anstimmen hörte, stampfte er unmutig mit dem Fuße und wandte sich dann hastig einem dunklen Gange zu, der vom Torwege zur Küche führte. Das Rasseln und Klirren eines mächtigen Schlüsselbundes und trippelndes Pantoffelklappern verkündete ihm bald die Nähe der Base Margit, die er eben suchte und die er demütig mit einem Handkuß begrüßend um die Gefälligkeit er-

suchte, den Geldsack an seiner Statt dem Herrn zu überbringen und ihm zu sagen, seine Aufträge seien ausgerichtet; denn ihn habe wieder sein Kopfrheuma gepackt, er fröstle und wolle zu Bett! „Ei wo denkt Er hin, mein Sohn," versetzte die Alte, „Er will nicht zum Abendessen kommen, und wir haben Besuch, den Herrn Steidler, den reichen Hammerherrn aus Mürzhofen, der nach Ofen zum Markte will! Und ich sollte dem Herrn den Geldsack bringen und mich ausschelten lassen, wenn ich ihm die Auskünfte nicht geben kann, die er verlangt? Zu Bette gehen! Zu Tische soll Er gehen und sich zusammennehmen, wie es einem jungen Burschen geziemt, das soll Er!" Auf diese und ähnliche Vorstellungen erwiderte Ferencz in kläglichem Tone, er leide heute mehr als je, er wolle lieber glühend Eisen anfassen, als nur den Kiefer bewegen, dabei träne sein Auge wie ein lecker Eimer und empfinde jeden Lichtstrahl wie einen Nadelstich! Die Alte aber meinte, er solle sich mit ihrem Wunderwasser waschen, den Kopf einbinden, und den Lichtschirm nehmen, so werde es ihm nicht ans Leben gehen. Er solle an das Gerede der Leute denken, und wie ungern eben darum der Herr sein Wegbleiben vom Tische sähe, wenn Gäste da wären; zudem sei er mittags fortgewesen und der Czenczi würde es leid tun, wenn sie auch abends ihn nicht sehen sollte! Sei es nun, daß diese letzte Rücksicht den jungen Mann überredete, oder gab Herr Horváth den Ausschlag, der

eben seinen Gast zu Tische geleitend am oberen Treppenrande vorbeikam und in den Flur hinabrief, was es gäbe und ob der Schreiber noch nicht zurück wäre? genug, er erwiderte auf den Anruf, er sei zurück und werde gleich Rapport erstatten, worauf er hastig in sein Stübchen sprang, um, wie er der Base Margit zuflüsterte, vorerst ihre ärztlichen Vorschriften zu befolgen.

Die Mahlzeit hatte bereits begonnen, als Ferencz, ein Tuch um die Backen geschlungen und einen Schirm über die Augen gezogen, in die Stube trat und sich dem Herrn des Hauses näherte, der das obere Ende des Tisches in einer ernsteren und nachdenklicheren Stellung einnahm, als er sonst bei dem Empfange lieber Gäste zu zeigen pflegte. Horváth warf einen verdrießlichen Blick auf den Schreiber, nahm seinen Bericht mit stummem Kopfnicken entgegen, winkte ihm, sich an seinen Platz am unteren Ende der Tafel zu begeben, und wandte sich dann wieder zu seinem Gaste, während Czenczi mit einem Blicke der Freude und des Bedauerns dem Verspäteten zunickte. Das Tischgespräch erging sich lange Zeit in Klagen über die mißlichen Ergebnisse der Ernte und in Vermutungen über den Einfluß derselben anf die Warenpreise des bevorstehenden Marktes, um sich dann den Witterungsverhältnissen zuzulenken, die einen regnerischen Hochsommer mit einem anhaltend schönen hellen Herbste zu vergelten versprachen. Diese Wendung des Gesprächs gab dem

Gaste Anlaß, auf die grundlos schlechten Wege zurückzukommen, die er von Steinamanger bis über Sárvár hinaus gefunden, und die ihm wenigstens zwei Stunden Aufenthalt verursacht hätten! „Übrigens," setzte der ganz verständige, nur etwas umständliche Mann hinzu, „übrigens hätten mich meine Schimmel doch noch vor dem Abenddunkel hierhergebracht, hätte ich nicht heute früh mit dem armen Sünder zu viel Zeit versäumt!" „Mit welchem armen Sünder?" fragte Horváth, und Steidler, die allgemein sich kundgebende Neugier zu befriedigen, berichtete nun in seiner breiten Redeweise, wie ein Tischlergeselle zu Steinamanger vor zwei Jahren seinen Meister erschlagen, aber allen Verdacht abzulenken gewußt, sich später auf die Wanderschaft begeben und auch sein gutes Fortkommen gefunden hätte, vor drei Wochen aber, von der nie ruhenden, unerträglichen Folter des Gewissens getrieben, plötzlich nach Steinamanger zurückgekehrt wäre, um sich selbst als den Mörder seines Dienstherrn dem Gerichte zu überliefern, worauf er denn am heutigen Tage, bereuend und mit Gott versöhnt, zur höchsten Erbauung der tieferschütterten Menge sein Verbrechen auf der Richtstatt mit dem Leben gebüßt hätte.

Steidlers Bericht war nicht ohne Wirkung auf seine Hörer geblieben, dafür bürgte die tiefe Stille, mit der er aufgenommen wurde und die ihm folgte. Horváth war es, der sie zuerst unterbrach. „Ja,"

sagte er mit nachdrücklicher und bewegter Stimme, „Gott weiß jeden zu finden, und nichts," fuhr er fort, indem er einen ernsten und forschenden Blick auf die jungen Leute warf, „nichts ist so fein gesponnen, es kommt zuletzt ans Licht der Sonnen!" Der Eindruck, den diese ziemlich scharf betonte Bemerkung machte, war ein sehr verschiedener: auf Czenczis Wangen rief sie dunkle Röte hervor, Ferencz dagegen, der stumm und gleichgültig wie zuvor mit vor ihm liegenden Brotkrumen spielte, schien sie gar nicht zu beachten, während Herr Steidler nachdenklich den Kopf schüttelte und sie mit diesen Worten erwiderte: „Ja, die Leute sagen so! Aber es kommt nicht alles ans Licht der Sonne! Ich selbst weiß von einem Fall zu erzählen, von einer schauerlichen Mordtat, die sich vor etwa dritthalb Jahren begeben, ohne daß seither auch nur eine Spur des Mörders entdeckt worden wäre!" „Ei was," versetzte Horváth ärgerlich, denn ihm war, als sähe er die Lippen des Schreibers spöttisch zusammenzucken, „es ist nicht aller Tage Abend, und kann nicht eine Stunde entdecken, was dritthalb Jahre verschwiegen blieb? Wenn ihn auch die Menschen nicht erreichen, Gott weiß seinen Mann zu finden, dabei bleibe ich! Aber laßt uns doch die Geschichte hören, deren Ihr eben gedachtet! Noch ein Glas Somlyóer, werter Herr Steidler; dem Wein dürft Ihr trauen, er ist eigenes Baugut und vom besten Jahrgang, und nun gebt uns Eure Mordtat zum

besten!" Horváth hatte während dieser Worte die Gläser gefüllt, und Steidler, der vergebens vorstellte, daß jener Vorfall an und für sich nicht besonders spannend und nur vielleicht für jene, welche die beteiligten Personen gekannt, merkwürdig wäre, fügte sich endlich dem Andringen seines freundlichen Wirtes und begann folgendermaßen seine Erzählung:

„Ihr müßt wissen," sagte Steidler, „daß mich meine Geschäfte mehr als einmal des Jahres nach Bruck führen, einem hübschen Städtchen, das einige Meilen von meiner Heimat am Zusammenfluß der Mürz und der Mur gelegen ist. Ich pflege dort beim Kreuzwirt Herberge zu nehmen und habe mich, seit Jahren ein Stammgast des Hauses, unter seinem Dache immer so wohl besorgt und aufgehoben gefühlt, wie nur am eigenen Herd. Eines Tages, es mögen nicht ganz drei Jahre sein, gegen Abend ankommend, finde ich jedoch das Haus von oben bis unten erleuchtet, Gänge und Treppen von Menschen wimmelnd und vor dem Hause ein Gewirr ineinandergefahrener Wagen, daß ich nur mit Mühe an den Torweg gelangen konnte. ‚Kreuzwirt,' sage ich absteigend, ‚Euer Haus sieht heute nicht anders aus, als die leibhaftige Arche Noäh, da werde ich denn wohl rechtsum machen und im Brauhaus einsprechen müssen!' Der aber krummbuckelt und entschuldigt sich, die Schützengilde feiere heute unter seinem Dache einen Ehrenschmaus, dem ein Tanz folgen sollte; die Stube, die ich gewöhnlich einnehme,

diene als Bankettsaal, aber für mich hätte er immer Unterkunft; er würde mir, wenn ich es nicht übelnehmen wolle, eine hübsche Kammer im Hinterhause einräumen und an Aufmerksamkeit und schuldiger Rücksicht für meine Bequemlichkeit solle es nicht fehlen! Was war zu tun? Im Hause war ich einmal, und im Handumdrehen sah ich mich eine Hintertreppe hinauf in die verheißene Kammer geschoben, die denn auch wirklich ganz bequem und so abgelegen war, daß ich darin ungestört von dem Gestampfe der Tanzenden und dem Geschwirre der Musik ganz ruhig und behaglich die Nacht zubrachte.

Es war hellichter Tag, als ich erwache, mich in die Kleider werfe und das Fenster öffne, um ein Viertelstündchen frische Luft zu schöpfen, wie dies im Sommer und Winter, bei Sonnenschein wie Schneegestöber mein Gebrauch ist. Das Fenster der Kammer ging in ein Gäßchen, das ich, so oft ich auch durch Bruck gekommen, niemals bemerkt, noch weniger betreten hatte. Mir gerade gegenüber lag ein altertümliches, wettergeschwärztes Haus mit hohem Giebel, und unter dem Spitzbogen der Haustür, zu der einige Stufen hinaufführten, sah ich zwei Personen in eifrigem Gespräch begriffen, deren Vertraulichkeit bei der großen Verschiedenheit ihres Alters und ihrer bürgerlichen Stellung meine Aufmerksamkeit erregte. Die eine der beiden Personen nämlich, ein junger Mann in zierlicher, blonder Stutzperücke, in einem anständigen braunen Tuch-

kleide und geflammten Seidenstrümpfen, gehörte unzweifelhaft zu den Honoratioren der Stadt, während das Frauenzimmer, das den Abschiednehmenden bis zur Haustür begleitet zu haben schien, in Tracht und Haltung nur wie eine gewöhnliche Bürgerfrau aussah. Sie war alt und überaus häßlich; die kleinen stechenden Augen und das spöttische Grinsen des zahnlosen Mundes gaben dem gelben runzlichten Gesichte einen widerlich hämischen Ausdruck, den das wirre graue Haar, das unter der schwarzen Drahtflügelhaube hervorhing, nicht zu mildern vermochte. Die kleine hagere Gestalt war mit einem etwas abgenützten Kleide von schwarzem Kamelot und einem mit verschossenem Sammetband besetzten Halbmäntelchen von demselben Stoffe angetan, aus dessen Armschlitzen ihre dürren Hände mit den gichtgekrümmten Fingern wie Adlerklauen hervorsahen. Dazu trug sie blauwollene schlechte Strümpfe, grobe Schuhe, Zinnschnallen, ein grellgelbes Halstuch und eine feuerfarbene Schleife auf der Drahthaube; kurz und gut, nur der Besen fehlte, so war die Hexe fertig."

„Ach, du dreieiniger Gott!" stöhnte Base Margit, indem sie sich bekreuzte; Czenczi aber schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Gott behüt' uns, mir ist, als sähe ich es vor mir stehen, das häßliche Weib!"

„Denkt Euch nun mein Erstaunen, werte Jungfer," fuhr Herr Steidler fort, „als ich plötzlich den jungen

hübschen Mann die dürren, krummen Knochenfinger der Alten erfassen und mit einer Andacht und Inbrunst küssen sah, als wäre sie eine kaiserliche Prinzessin und der Ausbund aller Schönheit! Alle Wetter, sage ich zu mir selbst, mit welchem Halfter sind die zwei Leute zusammengekoppelt? Und da eben der Kreuzwirt mit der dampfenden Weinsuppe, meinem Frühstück, in die Stube tritt, winke ich ihn zu mir heran und frage ihn, wer die zwei wären? ‚Ei,' sagte der, ans Fenster tretend, ‚das ist die Marzipanliese,' und da ich neugierig wiederhole: Die Marzipanliese? berichtete er, die Alte wäre die Witwe eines reichen Lebküchlers, nach dessen Tode sie jedoch sein Geschäft aufgegeben, um ein minder süßes, aber bei weitem einträglicheres zu betreiben; sie leihe nämlich auf Pfänder, drückte ihren Schuldnern wucherische Zinsen ab, verkaufe ihnen Haus und Hof, und wenn die armen Leute dann ihre Hartherzigkeit verfluchten, pflegte sie zu sagen, wenn sie nur ihr Geld habe, das andere wäre ihr Marzipan, welcher Redensart sie denn auch ihren Spitznamen verdanke. Sie wäre nun an die Siebzig, besäße zwei Häuser zu Bruck, drei Häuser zu Grätz, und auch sonst noch Grundstücke, Weingärten und scheffelweise Geld, aber nicht Kind noch Kegel, und kein Mensch wisse, wem nach ihrem Tode all der Reichtum zufallen werde. ‚Und da der junge Mann,' sage ich darauf, ‚wer ist er, und macht er der Alten den Hof und will er sie etwa heiraten?' Worauf

der Kreuzwirt lachte und meinte, die Alte wolle der nicht, nur ihr Geld; denn er wäre armer Leute Kind und hätte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit, vorzüglich aber durch die Gunst der Weiber emporgearbeitet, mit denen er als ein hübscher pfiffiger Bursche gar gut umzugehen wisse, so daß er jetzt Registrant im Magistrat und sehr beliebt bei Rat und Bürgerschaft wäre; nur der Herr Lamprechter, der Kaufmann auf dem Markte, sei ihm nicht grün, weil er der Nani, seiner einzigen Tochter, nachgehe, die um seinetwillen schon drei Freier, und darunter den Syndikus der Stadt, abgewiesen habe. — Da ich aber meine Frage wiederhole, was denn doch wohl der Herr Registrant mit der boshaften Alten wolle, sagte der Kreuzwirt: ‚Nun, er ist ihr Mietsmann, und seit er in ihr Haus gezogen, hätschelt und pflegt er die Alte, besorgt ihre Geschäfte, redet ihr in aller Weise zu Gehör, und alles das in der Hoffnung, sie werde ihm ein tüchtig Stück Geld hinterlassen, damit er nach ihrem Tode die Lamprechter Nani heiraten könne. Es solle auch,‘ setzte der Kreuzwirt hinzu, ‚schon alles in Richtigkeit sein; ja der Registrant behaupte sogar, er selbst habe der Alten auf ihr Verlangen den Entwurf zu einem Testamente aufsetzen müssen, in dem sie ihn zu ihrem Universalerben erklärte; die Alte dagegen wolle es nicht Wort haben, sie lächle boshaft, wie sie pflege, wenn sie darüber zur Rede gestellt werde, und meine, es sei nicht alles Gold was glänze; es gäbe

wohl noch Tauben auf dem Dache, aber darum stäken sie noch nicht am Spieße, und manche Henne auf ihrem Ei wisse nicht, was sie ausbrüte — und dergleichen Dinge mehr, so daß im Grunde doch niemand recht wisse, welchen Ausgang die Geschichte nehmen werde!' Während dieser und anderer Reden war im Gäßchen unten der Registrant seine Wege gegangen und der alte Drache in seine Höhle zurückgeschlüpft, und ich" —

Hier hielt der Erzähler inne, denn einer seiner Zuhörer hatte in dem Bestreben, sich leise zu erheben und seinen Stuhl recht unbemerkt zurückzuschieben, mehr Geräusch verursacht, als dies vielleicht bei minderer Vorsicht der Fall gewesen wäre. Es war der Schreiber Ferencz, der nicht wenig verwirrt schien, die allgemeine Aufmerksamkeit durch diese Störung so ausschließend auf sich gezogen zu haben. Erst auf den wiederholten Anruf Horváths, was es gäbe, stammelte er die Entschuldigung hervor, auf dem Platze, den er bisher eingenommen, verletze das grelle Kerzenlicht seine leidenden Augen und er gedächte sich daher in die dunkleren Räume der Stube zurückzuziehen. „Geh' Er nur lieber gleich zu Bette; kranke Leute taugen nicht zu den Gesunden!" gab ihm Horváth rauh und hart zur Antwort, worauf aber Ferencz nach kurzem Besinnen mit unsicherer Stimme erwiderte, er wolle nichts von der anziehenden Erzählung des Herrn Steidler verlieren und daher, wenn es ihm vergönnt wäre,

auf der Bank hinter dem Ofen Platz nehmen! — „Auch gut, krieche Er hinter den Ofen," brummte Herr Horváth; gleich darauf aber Czenczis Erbleichen und Erröten, ihre besorgten Blicke, die schlecht verhehlte Unruhe gewahrend, mit der sie den Bewegungen des Schreibers folgte, rief er, mit der derben Faust auf den Tisch hinschlagend, daß Flaschen und Gläser klirrten: „Kreuz — schwere Not! Rühre dich, Mädel! Das Glas des Herrn Steidler ist leer! Schenk ein und präsentiere ihm den Kuchenteller! Donnerwetter, paß auf!" Während Czenczi zusammenfuhr und, so rauher Mahnung ungewohnt, zitternd die Aufträge des Vaters erfüllte, hatte dieser, seinen Unmut unter einer scherzenden Miene verbergend, sich wieder zu seinem Gaste gewandt und ihn aufgefordert, nach dieser unliebsamen Unterbrechung den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Liebwertester Freund," begann Herr Steidler, „ich habe Euch wohl vorausgesagt, daß an jenem Vorfall, von dem ich Euch durchaus berichten sollte, nicht eben viel Merkwürdiges wäre; Ihr habt mir aber nicht glauben wollen; erstaunt also nicht, wenn ich an den Anfang meiner Geschichte statt ihrer Fortsetzung, die Ihr erwartet und begehrt, gleich unmittelbar ihr Ende knüpfen muß. Nachdem ich nämlich auf die Art und Weise, wie ich eben berichtet, die Marzipanliese und ihren Mietsmann kennen gelernt hatte, ging ich meinen Geschäften nach und kehrte dann in meine Heimat zurück, ohne von jenen

beiden weiter zu hören, oder ihrer auch nur von ferne zu gedenken. Nach etwa sechs Wochen hatte ich wieder eine Geschäftsreise nach Bruck anzutreten, und diese Gelegenheit benutzte ich, einen Freund auf einem von Bruck kaum eine halbe Stunde entfernten Hammerwerke zu besuchen; dort abgestiegen, wurde ich nicht mehr fortgelassen; ich mußte bei meinem Freunde übernachten und setzte erst ziemlich spät morgens meine Reise wieder fort.

Ich wußte, daß an jenem Tage zu Bruck der Wochenmarkt abgehalten werde, und gedachte von diesem Umstande zur Besorgung mancher notwendigen Einkäufe Nutzen zu ziehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich bei meiner Ankunft zu Bruck zwar den Marktplatz mit Waren aller Art bedeckt, aber weder Käufer noch selbst Verkäufer, nur einige Kinder und alte Weiber, die Waren zu behüten, zur Stelle fand. Vor dem Kreuzwirtshause angelangt, sah ich weder Hausknecht noch Kellnerin herzuspringen, noch schwenkte mir der Kreuzwirt sein grünes Sammetmützlein entgegen, dagegen bemerkte ich an der Ecke des Hauses einen Knäuel von Menschen, den immer neuer Zulauf vermehrte. Dies erregte meine Neugier; ich schritt auf das Gewimmel zu und hatte kaum einige Schritte getan, als ich den Kreuzwirt erkannte, der mir zuwinkte und schrie: ‚Hierher, nur hierher, kommt nur, Herr Steidler!‘ — ‚Kreuzwirt,‘ sage ich, als ich ihn endlich erreicht hatte, ‚beißt Euch das Mäuslein, daß Ihr hier Maulaffen

feil habt? Gibt's Feuer oder ist sonst ein Unglück geschehen?' — Der aber, ganz erhitzt und verwirrt meiner Worte nicht achtend, schnaubte mir entgegen: „Wollt Ihr sie sehen? Ich führe Euch hin, wenn Ihr sie sehen wollt!' — ‚Potz Hammer und Amboß!' rufe ich, ‚wer oder was ist denn zu sehen?' — ‚Was zu sehen ist?' war die Antwort, ‚nun die Marzipanliese, nach der Ihr letzthin fragtet! Kommt nur mit! Eben ist der Syndikus hinein und die Herren vom Rate!' — Und ohne mir weiter Auskunft zu geben, faßte er mich beim Arm, rief mit barscher Stimme der vorwärtsdrängenden Menge ein: ‚Platz da! Vorgesehen!' zu, und zog mich, mit breiten Schultern und derben Fäusten mir Luft machend, in das Gäßchen hinein, dessen ich früher gedachte und das nun mit Menschen jeden Geschlechts und Alters so vollgepfropft war, daß nirgends auch nur ein Apfel hätte zur Erde fallen können.

Endlich hatten wir das Haus erreicht, waren die Eingangsstufen hinangestolpert und hatten uns durch den dunklen Hausflur an der steilen, finstern Treppe vorbei, durch mehrere Stuben des Erdgeschosses in ein kleines gewölbtes Gemach gedrängt, das, wie sich später auswies, die Schlafstube der Hausfrau war. Das erste, was mir hier in die Augen fiel, war die über einen Haubenstock gestülpte Drahthaube mit der feuerfarbenen Schleife; über der Lehne eines Stuhls hing das Kamelotkleid und das dazu gehörige Halbmäntelchen; die Besitzerin dieser

Gewänder aber lag unfern von ihrer Bettsponde, nur notdürftig bedeckt, auf dem Boden; das dünne, graue Haar hing aufgelöst um das runzlichte schwarzblaue Gesicht und den pergamentähnlichen Nacken, den scharf ins emporquellende Fleisch gedrückt das grellgelbe Halstuch umschlang, mit dem die Unglückliche nach kurzer, vergeblicher Gegenwehr erdrosselt worden war; dafür bürgten die starren, blutunterlaufenen, gewaltsam aus ihren Höhlen herausgetriebenen Augen, der halboffene Mund, der sich zu einem gräßlichen Hohngelächter zu verzerren schien, und die verkrümmten Hände, die offenbar in dem vergeblichen Bestreben erstarrt waren, den erdrosselnden Knoten des gelben Halstuches zu lösen! Es war ein entsetzlicher Anblick! Als ich endlich im stande war, meine Blicke von dem furchtbaren Schauspiele abzuwenden, auf das ich lange voll Schaudern und Entrüstung hingestarrt hatte, gewahrte ich in einer Ecke des Gemachs mehrere mir bekannte, ansehnliche Bürger der Stadt um einen stattlichen Herrn versammelt, der an dem geöffneten Schreibtisch der Ermordeten sitzend, die darin enthaltenen Papiere durchmusterte, und den mir der Kreuzwirt als den Syndikus der Stadt und einen der Freier der Lamprechter Nani zu erkennen gab. Die Herren waren, der Leiche kaum mehr eingedenk, in ein leises, aber höchst lebhaftes Gespräch verwickelt, das, allmählich lauter werdend, durch einzelne Worte erkennen ließ, daß es sich um den Nachlaß der Er-

mordeten handelte. Dieser Umstand hatte mich zu der Frage veranlaßt, was denn mit dem Registranten, dem Mietsmann und mutmaßlichen Erben der Toten und dem glücklichen Nebenbuhler des Syndikus geworden wäre, und der Kreuzwirt teilte mir eben halblaut mit, daß derselbe, mit der Versteigerung eines in der Laming in Gant verfallenen Anwesens beauftragt, schon seit sechs Tagen abwesend wäre, als sich ein immer zunehmendes Gewirr von Stimmen im Hausflur erhob, die ärgerlich abmahnend einen ungestüm Vorwärtsdringenden zurückzuweisen bemüht schienen. Gleichwohl drang der laute Ruf: ‚Ich muß hinein! Platz da! Ich muß sie sehen!‘ immer näher, bis zuletzt der Schwall der Menge plötzlich sich teilte, und verstört, geisterbleich, große Schweißtropfen auf der Stirn, ein junger Mann ins Gemach stürzte, in dem ich augenblicklich den Registranten wiedererkannte, von dem wir soeben gesprochen. Bei dem Anblick der Ermordeten bebte er zurück, rang die Hände und rief einmal über das andere: ‚O Jammer! O Entsetzen! O unglückseliger, grauenvoller Tag!“ — Mittlerweile war der Syndikus, der sich beim Eintritt des jungen Mannes erhoben und ihn eine Weile von fern mit finsterem, fast feindlichem Blicke gemessen hatte, auf ihn zugeschritten und begann jetzt in langsam feierlichem Tone, in dem mir aber Hohn und Schadenfreude ganz deutlich durchzuklingen schienen: ‚Ja! beklage Er das gräßliche Ende seiner mütterlichen

Freundin! Beklage und beweine Er sie, wie wir sie beklagen und beweinen, wie bald ganz Bruck dies edle Herz, diese vielverkannte Seele, diese Mutter der Armen, diese Zuflucht der Betrübten, beklagen und beweinen wird! Denn, hört und beherzigt es, schätzbarste Anwesende, diese oft geschmähte und verleumdete, diese mit Schimpf und Hohn verfolgte, mit Spottnamen verunehrte Frau hat feurige Kohlen auf euer Haupt gesammelt und ihr ganzes, großes Vermögen ungeteilt und ausschließend hiesiger Stadt zur Gründung eines Bürgerspitals und Waisenhauses in bester Form Rechtens letztwillig hinterlassen!' — Ein Murmeln und Flüstern des Staunens zog brausend durch die Versammlung, während der junge Mann eine Weile stumm und gedankenlos den Sprechenden anstarrte; als aber hier und dort in der Menge ein: Gott segne sie! ein: Ruhe sie in Frieden! laut wurde, als die erst stumpfe und mehr neugierige als erschütterte Menge plötzlich vom Drang des Dankgefühls hingerissen, wie ein Mann sich auf die Kniee warf und ein Gebet für ihre ermordete Wohltäterin anstimmte, da flammte in seinem Auge die Glut des feindlichsten Hasses auf, die, als sein Blick sich abwendend wieder auf die Leiche fiel, in den Ausdruck wahnsinniger Wut sich verwandelte; er knirschte mit den Zähnen, wühlte mit den Händen in seinem Haar, dann stieß er einen Schrei aus, der halb wie Schmerzgeheul, halb wie Gelächter der Verzweiflung erklang, taumelte, verdrehte die

Augen und schlug im nächsten Augenblick leblos wie ein Stück Holz neben der Leiche hin!"

Herr Steidler, der in dem Bemühen, seinen Zuhörern die Eindrücke des vorlängst Erlebten recht anschaulich zu vergegenwärtigen, ungewöhnlich lebhaft geworden war, hielt hier inne, um sich zu sammeln und seine Erinnerungen für die Fortsetzung seiner Erzählung zu ordnen, als vom Ofen her, hinter dem schon lange schwere Atemzüge hörbar geworden, nun plötzlich ein dumpfes ängstliches Stöhnen wie das Röcheln eines Erstickenden erscholl. „Herr Jesus," jammerte Base Margit, „es spukt!" und verbarg das Gesicht in ihre Schürze; Horváth war vom Stuhle aufgesprungen, Czenczi aber stürzte mit dem Angstschrei: „Um Gottes willen, was ist geschehen?" auf den Ofen zu. Noch ehe sie aber das mächtige grüne Kachelgebäude erreicht hatte, schwankte schon Ferencz, wie einer, dem die Kniee brechend versagen, krampfhaft an das Gesimse des Ofens geklammert und daran sich forthelfend, hinter demselben hervor. Er war kreideweiß bis in die Lippen, seine Brust flog und arbeitete nach Luft; fieberhaftes Zittern durchlief seine Glieder und ließ seine Zähne hörbar an einander klappern. — Ihm sei todesübel geworden, es verlege ihm den Atem, ächzte er, aber es werde wohl vorübergehen, wenn er nur erst zu Bette wäre! — „Wasser, Wasser!" schrie Czenczi, „er stirbt! Hilfe!" und damit stürzte sie auf ihn zu und unterstützte den Schwankenden. Aber kaum,

daß sie ihn berührt hatte, fühlte sie auch schon die schwere Hand des Vaters auf ihrer Schulter, die sie wie eine Flaumfeder fortdrehte, daß sie taumelnd in einer Ecke des Gemachs niedersank. — „Schickt sich das?" rief Horváth, dessen Grimm nur des zündenden Funkens geharrt hatte, um aufzuflammen wie eine Pulvertonne; „ist's hier zu Lande Brauch, daß sittsame Mädchen sich nach Belieben den jungen Burschen an den Hals werfen? Gott's Donnerwetter! Ich will dich lehren, Dirne, was sich schickt!" — und damit erhob er die Hand; aber er besann sich und winkte die Base Margit heran: „Helft dem Burschen auf seine Stube," sagte er, „und macht fort! Ich bin des Gewinsels satt und will Ruhe haben!" — Margit gehorchte und entfernte sich mit dem halbohnmächtigen Ferencz, zu dessen Wiederbelebung der eben stattgehabte Auftritt auch freilich nicht sehr geeignet war.

Kaum war die Tür hinter den beiden zugefallen, als Horváth, der ihren Abgang mit unmutig düstern Blicken beobachtet hatte, sich wieder zu Czenczi wandte, die blaß und regungslos dasaß, und von deren Wimpern große Tränen auf die in ihrem Schoße gefalteten Hände niederträuften. „Geh' auf dein Zimmer," sprach er in milderem Tone, „die Erzählung unseres Gastes hat dich aufgeregt, und wenn bei euch Weibsleuten das Rädlein einmal ins Laufen gekommen ist, so will's nicht mehr stille stehen! Geh' und ein andermal sei klüger! und

damit gute Nacht!" — Czenczi wiederholte tonlos und kaum vernehmlich die letzten Worte des Vaters, verneigte sich schweigend vor dem Gaste und verließ langsam das Gemach. Horváths Blicke folgten ihr mit dem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns und bitterer Kränkung. Die leidenschaftliche Teilnahme, die Czenczi für den Schreiber bei einem so unbedeutenden Anlaß, wie seine Unpäßlichkeit es war, an den Tag gelegt hatte, ließ über den Zustand ihres Herzens keinen Zweifel übrig und in Horváths Brust, der sich in seiner blinden Zuversicht getäuscht, in seinem Stolze verletzt und in die bittere Notwendigkeit versetzt sah, dem Herzen weh tun zu müssen, das er am meisten liebte, kämpften die widersprechendsten Gefühle einen harten, peinlichen Kampf. Endlich seines Gastes gedenkend, faßte er sich und nahm wieder an seiner Seite Platz; aber sei es, daß er es für unnütz hielt, ihn über die Bedeutung des Vorganges täuschen zu wollen, oder daß er sich in diesem Augenblicke unfähig fühlte, demselben irgend einen andern annehmbaren Sinn unterzuschieben, er erwähnte des Vorgefallenen mit keiner Silbe und begnügte sich, seinen Tischgenossen zu bitten, die angefangene Erzählung zu Ende zu bringen.

„Meine Geschichte zu Ende bringen?" fragte Herr Steidler, der ein stummer, aber nicht teilnahmsloser Zeuge der Ereignisse des Abends gewesen und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, seinen Hauswirt

auf irgend eine Weise zu zerstreuen, „teuerster Freund, sie ist zu Ende; denn was noch zu berichten bleibt, ist kaum der Rede wert und läuft auf unbestimmte Gerüchte und Vermutungen hinaus. Nur das ist gewiß, daß die Marzipanliese mit unerhörtem Gepränge zur Erde bestattet wurde, daß es mit ihrem Testamente seine volle Richtigkeit hatte, und daß ihrem erbschleicherischen Mietsmanne, dem Registranten, wirklich nicht ein Heller aus ihrem Nachlasse zufiel, wodurch denn auch jede Möglichkeit seiner Verbindung mit der Lamprechter Nani zu Wasser wurde.

Der junge Mann, der alle seine Anschläge vereitelt sah und wie gewöhnlich zum Schaden auch noch den Spott hatte, lief seit jenem Tage verstört und halb wahnsinnig in der Stadt herum, bis er nach drei Wochen plötzlich verschwand. Sein Hut und sein Oberrock, die an den Ufern der Mur gefunden wurden, lassen vermuten, daß der arme Teufel in seiner Verzweiflung sich ertränkt habe. Was den Mörder der Marzipanliese betrifft, so führten die sorgfältigsten Nachforschungen auf keine Spur. Ein ehemaliger Schuldner der Ermordeten, den sie um Haus und Hof gebracht hatte, und der sich zur Zeit des Mordes in der Gegend von Bruck herumtrieb, wurde auf Veranlassung des Registranten als der Tat verdächtig eingezogen, mußte aber entlassen werden, da er ein Alibi standhältig nachzuweisen vermochte. Dagegen ging später und zwar kurze

Zeit nach dem Verschwinden des Registranten das Gerücht, er selbst wäre es gewesen, der in der sichern Hoffnung, die Alte zu beerben, ihr hingeholfen hätte, um früher zu Geld und Gut und in den Besitz seiner Liebsten zu kommen. Man erzählt sich nämlich, zwei Brauknechte hätten dem Syndikus angezeigt, daß sie in der Nacht des Mordes, von einem Besuch bei ihren Mädchen gegen Morgen nach der Stadt heimkehrend, dem, wie gesagt, damals in der Laming stationierten Registranten, hastig von der Stadt kommend, begegnet wären und ihn deutlich erkannt hätten, obgleich er bei ihrem Herannahen von der Straße weg in den Busch gesprungen wäre. Wenn nun auch der Hauswirt des Registranten in der Laming dagegen steif und fest behaupte, dieser letztere habe sich daselbst in jener Nacht wie gewöhnlich zu Bette begeben und sei frühmorgens von ihm selbst geweckt worden, so schließe das doch nicht aus, daß der verruchte Mörder heimlich in stiller Nacht das Haus verlassen, die Untat vollbracht habe und dann unbemerkt wieder zurückgekehrt sei, wofür auch der Umstand spreche, daß der Mörder die Gelegenheit im Hause der Marzipanliese sehr wohl gekannt haben müsse, da kein Einbruch stattgefunden habe und Tür und Fenster unverletzt gewesen wären.

Mehrere aber wußten mit dieser Angabe noch eine andere zu verbinden und berichteten, zu selbiger Zeit habe der Syndikus, den Nachlaß der Marzi-

panliese ordnend, unter ihrer Wäsche ein Päckchen mit der Überschrift: „Legat für meinen Mietsmann", gefunden. Dieses Päckchen habe ein Tellertüchlein, einen von dem Registranten für die Marzipanliese aufgesetzten Testamentsentwurf und ein Schreiben dieser letzteren enthalten, worin sie dem Registranten für die Mitteilung jenes Entwurfs dankte, den sie auch nach ihrer Absicht und zu ihrem Zweck endlich benutzt habe; ihn zum Erben einzusetzen, wäre ihr nie eingefallen; sie hätte ihn damit nur hingehalten, damit sie ohne viele Kosten zu einem brauchbaren Testamentformular käme; wohl aber würde sie ihn für die guten Dienste, die er ihr geleistet, mit einem hübschen Kapital bedacht haben, wenn nicht ihre Katze von dem Kuchen, den er ihr unlängst verehrt, genascht hätte und daran verreckt wäre; sie habe darüber ihre eigenen Gedanken und meine demnach vollkommen genug zu tun, wenn sie ihm das anliegende Tellertüchlein hinterlasse, um — sich das Maul zu wischen. Nach Lesung dieser Papiere habe der Syndikus, wie die Leute wissen wollten, sich in großer Verlegenheit befunden, indem dieselben, in Verbindung mit den Aussagen der Brauknechte, den Registranten allerdings schwer verdächtigten; endlich aber habe er beschlossen, zwei Fliegen mit einem Schlage zu erlegen: nämlich einesteils das unliebsame Aufsehen zu vermeiden, das die Eröffnung des hochnotpeinlichen Verfahrens gegen ein Mitglied des Magistrats nach sich gezogen hätte, anderenteils

aber durch den Anschein ritterlicher Großmut gegen seinen Nebenbuhler sich des Besitzes der Lamprechter Nani um so bestimmter zu versichern. Er habe sich also zu dieser letztern verfügt, ihr den Sachverhalt mitgeteilt und ihr ans Herz gelegt, wie der Mann ihrer Neigung, falls er sich nicht ganz rein wüßte, sehr wohl daran täte, ungesäumt das Weite zu suchen, dabei aber auch nicht undeutlich merken lassen, auf welche Weise er die zarte Rücksicht, die er für ihre Person an den Tag lege, belohnt zu sehen hoffe. Auf diesem Wege, meinten die Leute, habe der Registrant Wind bekommen, sich aus dem Staube gemacht und der Syndikus die Hand seiner Liebsten gewonnen. — Das letztere hat nun allerdings seine Richtigkeit; die Lamprechter Nani hat wirklich den Syndikus geheiratet; das übrige ist wohl nur eitles Gerede, mit dem böse Mäuler unbarmherzig genug den armen Registranten noch im Grabe verfolgen. Das Ende der ganzen Geschichte ist aber denn doch, daß der Mörder der Marzipanliese bis jetzt noch nicht entdeckt worden ist, und daß ihn daher Gott wird finden müssen, wie Ihr sagt, da ihn die Menschen nicht erreicht haben."

Diese Bemerkung, absichtlich von Herrn Steidler hingeworfen, um den in Gedanken verlorenen Horváth ins Gespräch zu ziehen, blieb ohne Erwiderung. Horváth hörte sie nicht; den Kopf in die Hand gestützt, starrte er vor sich hin und hatte die Worte seines Gastes unbeachtet an sich vorüberrauschen

lassen. Ihn beschäftigte nur eins: daß Antal recht hatte, daß er selbst in törichter Verblendung sein Kind ins Verderben hatte rennen lassen; daß er nun ein Ende machen müsse, und daß es selbst dazu vielleicht zu spät sein könnte. Die tiefe Stille, die eingetreten war, nachdem Steidler seine Erzählung vollendet hatte, entriß ihn endlich seinem Hinbrüten; er fuhr auf und ohne weitere Vorbereitung, als daß er die zunehmende Kränklichkeit seines Schreibers beklagte, fragte er Herrn Steidler, ob er ihm einen Buchhalter empfehlen könne. Diese Frage wurde von dem umständlichen und in Geschäften sehr pünktlichen Gaste mit der Gegenfrage nach den Eigenschaften, die er fordere, und den Genüssen, die er gewähren wolle, und nach entsprechender Erörterung dieser Punkte mit dem Versprechen erwidert, ehe drei Wochen ins Land gingen, wolle er ihm einen ältlichen, aber noch rüstigen Mann zuweisen, der ihm genügen würde, worauf Herr Steidler, da er frühmorgens aufbrechen müsse, für den freundlichen Empfang danksagend, sich vom Tische erhob und von seinem Wirte mit den besten Wünschen für eine „ruhigschlafende" Nacht auf seine Stube geleitet wurde.

Der Morgen dämmerte herauf und die ersten blassen Strahlen des Zwielichts, die in die Kammer des Schreibers Ferencz brachen, fanden ihn wach und halb angekleidet auf seinem zerwühlten Lager sitzend, dem diese Nacht Ruhe und Schlummer fern

geblieben zu sein schienen. Der Lichtschirm und das schwarzseidene Tuch, das er tags zuvor um die Backen geschlungen hatte, lagen inmitten der Stube auf den Boden hingeschleudert, der mit zerrissenen Papieren bedeckt war; Schrank und Lade standen weit offen; Kleidungsstücke, Wäsche und andere Habseligkeiten lagen teils da und dort auf Tischen und Stühlen, teils neben dem Felleisen aufgehäuft, das in einer Ecke des Gemachs halbgepackt dastand und nach dem die Blicke des Schreibers von Zeit zu Zeit unruhig düster hinüberglitten, als überlegte er, ob er das angefangene Werk nicht doch vollenden solle. Wenn die Umgebung des jungen Mannes durch diese und andere Züge einen seltsamen Ausdruck des Unfriedens und der Verworrenheit erhielt, so zeigten sich diese letztern ihm selbst und seiner ganzen Erscheinung noch viel deutlicher aufgeprägt. Seine zusammengeknickte Haltung, das tief auf die Brust herabgesenkte Haupt, die fahle Blässe der Wangen verriet die äußerste Erschöpfung, während die schweren Seufzer, die von Zeit zu Zeit aus der beklommenen Brust sich losrangen, und das unter den krampfhaft zusammengezogenen Brauen düster hervorblitzende Auge, das bald minutenlang auf das erlöschende Flämmchen der Nachtlampe gedankenlos hinstarrte, bald in ängstlich scheuer Hast von Gegenstand zu Gegenstand schweifte, von einer innern Ruhelosigkeit, von einer Gottverlassenheit der Seele zeugten, wie nur Verzweiflung oder Schuld sie em-

pfinden. — Jetzt fuhr er auf und horchte. — „Schritte — waren das nicht Schritte? Nein, es war nichts!" Er trocknete sich den Schweiß von der Stirn, strich die wirren Haare zurück, die sie bedeckten, und schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. — „Warum gab ich auch dem Drängen der alten Margit nach," murmelte er vor sich hin, „und was bestand ich später darauf, mich nicht zu entfernen? Der alte Schwätzer mußte freilich im Auge behalten werden, und wer konnte wissen, daß mich das dumme Fieber packen würde, und daß ich wie ein Schulknabe" — er vollendete nicht, denn jetzt schallten wirklich draußen rasche Schritte nah und näher, denen bald ein derbes Pochen an der verschlossenen Tür folgte. Ferencz stand einen Augenblick wie erstarrt, dann sich ermannend, sprang er in die Ecke der Stube, riß mit zitternden Händen den Mantel von der Wand, breitete ihn über das offene Felleisen hin und wankte dann zur Tür, den Riegel zurückzuschieben; nun öffnete sie sich, und Horváth stand auf ihrer Schwelle, dem bis in die Lippen erbleichenden Ferencz gegenüber, der vergebens seine tödliche Unruhe unter Bücklingen und ehrerbietigen Morgengrüßen zu verbergen strebte.

Horváth hatte seinerseits die Nacht nicht besser zugebracht als sein Schreiber. Gekränkt in seinem Stolze, erbittert durch den Mangel an Vertrauen, den seine Tochter gegen ihn bewiesen, und voll Zorn gegen den treulosen Diener, der seine Wohltaten mit

Undank vergolten hatte, war er zu Bette gegangen; aber in der Stille der Nacht, die ihn immer deutlicher der eigenen Mitschuld an der Verwirrung der jungen Leute sich bewußt werden ließ, verloschen allmählich die Flammen seines Zorns. Dagegen faßte er den festen Entschluß, geschehe, was da wolle, am nächsten Morgen, sobald nur Herr Steidler abgereist sein würde, unverzüglich mit aller Entschiedenheit einem Verhältnisse ein Ende zu machen, das ihm ebenso schmachvoll als unnatürlich und ganz und gar unmöglich erschien. Gleichwohl war sein Wesen so durch und durch Milde und Gutmütigkeit, und so sehr widerstrebte es seiner innersten Natur, irgend jemand, außer im ersten Auflodern des Zorns, etwas vorsätzlich zu leide zu tun, daß er nach Steidlers Abreise kaum minder schweren Herzens den Gang nach der Kammer des Schreibers antrat, als dieser ihn in derselben erscheinen sah!

„Ist Er wieder hergestellt?“ sagte er, langsam in die Stube tretend und die Tür hinter sich zuziehend. „Nun, das sehe ich gern; denn ich habe mit Ihm zu reden, und es freut mich, daß Er seine fünf Sinne beisammen hat!“ Er setzte sich mit diesen Worten auf den Stuhl, den ihm Ferencz hingerückt hatte, und blickte wie verlegen im Zimmer herum. — „Ja, ich habe mit Ihm zu reden,“ wiederholte er mit barschem, ja rauhem Tone, aber es war etwas in diesem Tone, als täte er sich Gewalt an, fester und entschlossener zu scheinen, als er war. —

„Ich will Ihm sagen, daß ich heute nach Vásárhely hinüberreite, um in den Weingärten nachzusehen, und morgen," setzte er nach einigem Zögern hinzu, „morgen reise ich nach Ofen!" Hier hielt er wieder inne, dann aber sich ein Herz fassend und das Unvermeidliche herausstoßend, sagte er, indem er aufstand und dem Schreiber den Rücken kehrend an den Tisch trat: „Und dann will ich Ihm sagen, daß ich einen andern zu meinem Buchhalter bestellt habe, und daß Er mein Haus noch heute verlassen muß!" Ferencz zuckte bei diesen Worten zusammen wie einer, dem ein Blitzstrahl hart vor den Füßen in die Erde schlägt. — „Hier ist Sein Dienstzeugnis," fuhr Horváth fort, ein Papier aus der Tasche ziehend und es abgewandt ihm hinreichend, „und hier ist Sein rückständiger Lohn und ein Reise- und Zehrpfennig dazu!" und damit warf er eine Rolle hin, die, im Falle berstend, den Tisch mit Goldstücken bedeckte. — Er schwieg, als ob er eine Antwort erwartete; als diese aber ausblieb, wandte er sich um, und ein Blick auf den wie vernichtet dastehenden Schreiber genügte, ihn vollends zu entwaffnen. Er schritt auf Ferencz zu und ihm mit der Hand auf die Schulter schlagend, sagte er: „Er ist ein braver, geschickter, fleißiger Mensch, ich entbehre Ihn ungern und habe Ihn auch in meinem Zeugnis als treu und fleißig bestens rekommandiert: aber Er selbst wird einsehen, daß Er nicht bleiben kann. Morgen reise ich nach Ofen, und darum muß Er

noch heute, diese Stunde fort! Hört Er?“ Ferencz lallte einige unverständliche Worte, während Horváth der Türe zuschritt, die Klinke in der Hand aber noch einmal sich umwandte und sagte: „Daß Er sich aber nicht einbilde, Er könne sich in der Gegend herumtreiben und um mein Haus herumlungern! Das verbitte ich mir und werde ihm auch das Handwerk zu legen wissen! Er muß fort, gleich und ganz fort! Und damit Gott befohlen!“ Mit diesen Worten öffnete er die Tür und verließ, froh, das ihm peinliche Geschäft kurz und entschieden abgetan zu haben, raschen Schrittes das Gemach.

Solange noch der Schall von Horváths Schritten auf Gang und Treppe zu hören war, verharrte Ferencz in zerschmetterter Haltung, die ihm in seiner Gegenwart so gute Dienste geleistet hatte; dann aber schnellte er aus der gebückten Stellung empor; das kaum noch tiefgesenkte Auge funkelte, sich wieder erhebend, von Selbstbewußtsein, das farblos blasse Antlitz glühte vor Freude, und ein häßliches Lächeln hämischen Spottes zuckte um die noch schreckensbleichen Lippen. — „Nichts, gar nichts wissen sie,“ rief er, raschen, schwungkräftigen Schrittes die Stube auf- und niedermessend, „nur dumme Selbstquälerei war es, die mich heute nacht ganz verrückt machte! Aber nun ist alles gut, selbst daß er mir den Abschied gegeben! Zur Entscheidung mußte es doch einmal kommen, und diesmal bin ich meiner Sache gewiß; die Czenczi habe ich fest!“ Aus diesen und

andern Gedanken weckten ihn die Hufschläge des Pferdes, das Horváth nach Vásárhely trug; die Zeit seiner Entfernung mußte benutzt werden, jetzt oder nie rasch und entschieden gehandelt werden. Hastig seinen Anzug vollendend überlegte er, welche Wege er einzuschlagen hätte, erwog die Hindernisse, die ihm entgegentreten könnten, die Mittel, die ihm zu Gebote stünden, sie zu beseitigen, und eben da er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, sah er Czenczis schlanke Gestalt den Hofraum entlang dem Garten zuschweben, wohin er ihr augenblicklich folgte.

Die Züge des jungen Mannes, die noch von Siegesfrohlocken und hämischer Zuversicht strahlten, als er die Stufen zur Gartentüre emporstieg, hatten den Ausdruck tiefen Schmerzes und mühsam errungener Fassung angenommen, als er dem jungen Mädchen sich nahte, das ihm mit der rührendsten Hingebung entgegeneilte und ihn mit zärtlicher Besorgnis nach dem Zustande der bösen Augen fragte, die ihr gestern so viel Kummer gemacht hätten. Seine Antwort war kurz, ernst, gemessen; mit gepreßter Stimme, aus deren Klang das Ohr der Liebe unterdrückte Tränen heraushörte, berichtete er ihr das harte Urteil, das ihr Vater ihm gesprochen, und schloß mit zärtlichen Abschiedsworten und heißen Segenswünschen für die Zukunft der Geliebten, wenn auch die seine für immer vernichtet und ein früher Tod fortan das einzige Ziel sei, dem er noch hoffend entgegenschaue!

Die Wirkung, die diese Worte auf Czenczis tatkräftige und feurige Seele machen mußten, war eine wohlberechnete gewesen. Einen Moment von Schreck und Schmerz überwältigt, raffte sie sich bald empor, schloß ihn in ihre Arme und fragte ihn, ob er an ihr zweifle, ob sie ihm nicht Treue, unverbrüchliche Treue verheißen, ob er sie für wortbrüchig halten könne, und durch das schmerzliche Lächeln, mit dem Ferencz diese Frage erwiderte, nur noch mehr bewegt und erregt, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen und Vorwürfen und schwor ihm zu, sich noch heute ihrem Vater zu Füßen zu werfen und vor aller Welt zu gestehen, daß sie ihn liebe, daß sie ihm, nur ihm angehöre und daß nicht Drohung, Gewalt, noch jahrelange Trennung ihr Herz jemals dem seinen entfremden könnte! Diesem Überströmen der Leidenschaft setzte Ferencz das düstere Schweigen hoffnungslosen Schmerzes, die dumpfe Ruhe der Verzweiflung entgegen. Was ihre Bitten fruchten würden? fragte er sie endlich; ob sie meine, der stolze Horváth werde im Handumdrehen sich entschließen, dem von der Straße aufgelesenen Schreiber die reiche Erbtochter in die Arme zu werfen? Ob sie die besten Tage des Lebens, den Frühling ihrer Jugend vertrauern wolle, um ihm nach jahrelanger Trennung endlich über dem Grabe ihres Vaters die Hand zu reichen? Nein, hier gelte es, jede Selbsttäuschung sich fern zu halten; nur ein Mittel gäbe es, die berechtigte Forderung ihrer Herzen, roher Willkür

gegenüber, durchzusetzen und den Vater zum Glücke seines Kindes zu zwingen, und dieses eine Mittel — er zögerte, es auszusprechen; endlich sprach er es doch aus — dies eine Mittel sei — Flucht aus dem Vaterhause!

Czenczi, schon in der Wiege der Mutter beraubt, hatte sich während der häufigen und langwierigen Reisen des Vaters und bei dem geringen Ansehen, das die alte Margit dem feurigen lebhaften Sinne des jungen Mädchens gegenüber zu behaupten vermochte, frühzeitig mit großer Entschiedenheit des Willens und seltener Selbständigkeit des Geistes entwickelt, Zwang und Willkür waren ihr verhaßt; aber so heilig berechtigt sie sich fühlte, ihr Glück auf eigenem Wege zu suchen und zu finden, ebenso innig überzeugt war sie auch, daß dies nicht auf Kosten anderer, am wenigsten auf die ihres raschen und heftigen, aber sie so zärtlich liebenden Vaters geschehen dürfe. Es war ein harter Kampf, den Ferencz zu kämpfen hatte, bis das Pflichtgefühl des Kindes dem Drange der Leidenschaft erlag; endlich aber siegte er doch. Die Flucht wurde beschlossen und als der geeignetste Zeitpunkt, sie anzutreten, die erste Nacht festgesetzt, die auf Horváths Abreise nach Ofen folgen würde, weil sie dann hoffen durften, wenigstens die ersten Tage unverfolgt zu bleiben. Schwieriger war die Lösung der weiteren Frage, wo Ferencz bis zu jenem Zeitpunkt sich aufhalten solle. Sich in der Nähe zu

verbergen, erschien bei dem einmal erweckten Mißtrauen Horváths gefährlich; die Wahl eines entfernteren Verstecks aber stellte einesteils bei der Schwierigkeit, sich gegenseitig in Kenntnis etwa eintretender hindernder Wechselfälle zu erhalten, das Gelingen des Fluchtplans in Frage; anderntteils hatte Czenczi sich mit solchem Widerstreben herbeigelassen, mit ihrer Vergangenheit so gewaltsam zu brechen, und zeigte sich von ihrem Unrecht so durchdrungen, in ihrem Gewissen so beunruhigt, daß Ferencz nur den fortdauernden Einfluß seiner Anwesenheit und die auf Czenczis Seele gewälzte Verantwortlichkeit für die Sicherheit seiner Person als ein hinlängliches Gegengewicht erkannte, um die Zweifelnde, ängstlich hin und her Schwankende, bei dem kaum gefaßten Entschlusse festzuhalten.

Bei dieser Lage der Dinge mußte gewagt werden, um zu gewinnen, und so erklärte denn Ferencz, daß er sich von Czenczi nicht trennen könne, daß er bleiben und im Hause sich verborgen halten müsse, wenn ihr Vorhaben gelingen solle. Czenczi ließ sich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen, und ein sicheres Versteck wurde nach kurzem Überlegen ausgefunden. Ein Stübchen, das Horváth im untersten Geschosse seiner weitläufigen Keller hatte herstellen lassen, um dort während der Weinlese in aller Bequemlichkeit die Einlieferung der Erträgnisse seiner Weingärten überwachen und nach derselben mit den Abnehmern seiner Weine, die

Weinproben gleich vom Faß weg durchkostend, über die Preise der verschiedenen Sorten sich behaglich besprechen zu können, erschien zu diesem Zwecke um so geeigneter, als es in dieser Jahreszeit nie benutzt und erst nach der Heimkehr Horváths vom Ofener Markte für seine Bestimmung wieder in stand gesetzt zu werden pflegte. Nachdem die Liebenden sich über die Wahl dieses Versteckes geeinigt und sich noch in wenigen hastigen Worten über die Art und Weise, in der Ferencz es beziehen sollte, verständigt hatten, trennten sie sich, um ihr Vorhaben noch vor Horváths Heimkehr ins Werk zu setzen.

Ferencz eilte in seine Kammer zurück, packte schleunig seine Habseligkeiten zusammen, schloß sein Felleisen und begab sich gegen Mittag in das Gemach der Frau Margit, um ihr das Vorgefallene mitzuteilen und von ihr Abschied zu nehmen. Die gute Alte geriet über die Nachricht von der Verabschiedung ihres Günstlings völlig außer Fassung; Ferencz aber bat sie mit der Gebärde des tiefsten Schmerzes, den Hausgenossen seine letzten Grüße darzubringen, denn ihm selbst gebräche es dazu an Mut; dann erbat er sich ihren Segen, und nachdem er ihn empfangen und ihr empfohlen hatte, sein Felleisen in Obhut zu nehmen, bis er es abholen lassen würde, entwand er sich den Armen der schluchzenden und vor Schreck und Kummer halb gelähmten Alten, um, wie er sagte, einsam in die weite, weite Welt hinauszuwandern. Ehe Frau

Margit sich recht besinnen und dem Fortstürzenden das Geleite geben konnte, war er die Treppe hinabgeeilt, hatte sich, an der Küche vorüberschlüpfend, überzeugt, daß das Hausgesinde sich daselbst wie gewöhnlich um diese Stunde zum Mittagmahle versammelt habe, und war zum Tore hinausgesprungen.

Er schlug den Weg nach der Stadt ein; um die Ecke des Hauses gekommen, bog er abermals links ab, lief an der Gartenmauer hin, bis er an das angelehnte Hinterpförtchen gelangte und, durch dasselbe sich wieder ins Haus stehlend, an der Hinterwand der Stallungen sich fortschleichend, den Holzhof erreichte. Dort erwartete ihn Czenczi mit einem mit Eßwaren gefüllten Korbe an der Kellertür und geleitete ihn die Treppe hinab in das Kellerstübchen, das in einer Ecke des untersten Kellergeschosses aus starken, mit Backsteinen verkleideten Bohlenwänden erbaut war und in das die Fürsorge der Liebe schon früher Betten, Kerzen und was sonst zur Bequemlichkeit des freiwillig Gefangenen dienen konnte, hinuntergeschafft hatte. Hier verließ sie ihn mit dem Versprechen, nachts, wenn alles zur Ruhe wäre, Nachricht zu bringen, wie es im Hause stehe: Ferencz aber, nun des Gelingens seines Anschlags gewiß und voll der sicheren Hoffnung, dem Hause, in dessen einsamstem Winkel er nun sich verbergen mußte, dereinst als Herr und Eigentümer zu gebieten, erquickte sich an den im Korbe befindlichen Lebensmitteln und streckte sich dann auf das ihm zube-

reitete Lager, um die entbehrte Nachtruhe nachzuholen.

Horváth kehrte erst spät nachmittags von Vásárhely zurück; die Niedergeschlagenheit Czenczis und ihre verweinten Augen schien er nicht zu bemerken; die alte Margit, die in unkluger Geschwätzigkeit die Entfernung ihres Lieblings zur Sprache zu bringen versuchte, fertigte er kurz und barsch ab und ging dann, Geschäfte vorwendend, nach der Stadt, wahrscheinlich um Nachforschungen anzustellen, ob Ferencz sich nicht irgendwo in der Nähe verborgen halte. Die Ergebnisse seiner Wanderungen schienen ihn befriedigt zu haben, denn wieder heimgekehrt, zeigte er sich milder und gesprächiger als früher; des Schreibers gedachte er mit keiner Silbe, dagegen erklärte er beim Nachtmahl, daß die Weinlese dieses Jahr so ergiebige Ausbeute verspreche, daß er um das nötige Geschirr, die Fechsung aufzunehmen, verlegen sei und genötigt sein würde, selbst alte, schon halb ausgediente Fässer wieder in Gebrauch zu nehmen, und da er, um nach Möglichkeit wieder auszubessern, auf morgen den Küfermeister mit seinen Gesellen bestellt habe, so könne er erst übermorgen die Reise nach Ofen antreten. Diese Nachricht war für Ferencz allerdings eine bittere Zutat zu den Leckerbissen, die Czenczi in tiefer Nacht ihm zitternd in das Kellerstübchen hinunterschmuggelte, denn er sah dadurch nicht nur seine Gefangenschaft verlängert, sondern auch ihre Bequemlichkeit wie seine

Sicherheit wesentlich beeinträchtigt. Zwar befanden sich die Fässer, die wieder hergestellt werden sollten, im oberen Kellergeschosse, aber wie leicht konnte es Horváth oder einem der Küfer beifallen, auch in das untere hinabzusteigen? Er mußte nicht nur, da ihm sonst das ganze untere Kellergewölbe zu Gebote stand, sich fortan streng auf den engen Raum des Stübchens beschränken, sondern auch, wenigstens während der Arbeitszeit der Küfer, auf alle Beleuchtung verzichten, damit ihn nicht etwa der Lichtschimmer, der durch eine Ritze der Tür dringen konnte, verrate; ja es schien sogar nötig, die Tür des Stübchens, damit kein Unberufener absichtlich oder zufällig sie öffne, zu verschließen, was nur von außen geschehen konnte, da an der inneren Seite derselben Schloß oder Riegel anzubringen bei der Bestimmung des Stübchens niemals auch nur in Frage gekommen war. Wie lästig und unangenehm alles dies auch sein mochte, es mußte gleichwohl von Ferencz als ein Unvermeidliches ruhig ertragen werden, wenn nicht die Unruhe und Beklommenheit Czenczis, die mit jedem Augenblicke zuzunehmen schien, sich zur vollkommenen Fassungslosigkeit steigern sollte. Dieser Gefahr zu begegnen, bemühte er sich auf alle Weise, die Bedeutung ihrer Mitteilung zu verringern, durch Liebkosungen ihre Besorgnis zu übertäuben, und als sie endlich halbgetröstet Abschied nahm, hieß er sie scherzend ihr Vöglein in seinem Käfig wohl verschließen, aber

auch ja auf die Schlüssel wohl acht haben, daß er nicht etwa durch ihren Verlust in seiner freiwilligen Haft zu einem höchst unfreiwilligen Fasten gezwungen werde.

Tags darauf erschienen am frühen Morgen wirklich der Küfer und seine Gesellen im obern Kellergeschoß und weckten alsbald, den schadhaften Fässern neue Bänder und Reifen antreibend, mit dem Gepoch ihrer Schlägel den Widerhall seiner Gewölbe. Horváth ging ab und zu, überwachte den Fortgang der Arbeit, unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit in der Gegend herumzustreifen, um zu erkunden, ob Ferencz sich denn auch wirklich ganz und gar entfernt habe. Dem Kellerstübchen aber nahte den ganzen Tag hindurch weder er noch einer der Küfer, die, von allen Seiten in Anspruch genommen, nur auf Förderung ihrer Arbeit bedacht waren. Dagegen mußte Ferencz, als Czenczi ihrem Gefangenen gegen Mitternacht wieder Speise und Trank zutrug, von ihr in Erfahrung bringen, daß der Vater, sei es der Küfer wegen oder weil das plötzliche, spurlose Verschwinden des Schreibers ihn mehr beunruhigte als zufriedenstellte, seine Abreise wieder um einen Tag hinausgeschoben hätte. Ferencz nahm die Nachricht von dieser neuen Verzögerung bei weitem weniger gefaßt und gleichmütig auf, als er sich am vorigen Tage der Notwendigkeit des engeren Verschlusses in seinen Käfig gefügt hatte.

Während Czenczi durch die wechselnden Gemüts-

bewegungen des vorigen Tages in solche Aufregung und in so fieberhafte Spannung geraten war, daß eben diese Steigerung ihres gesamten Seelenlebens ihr jetzt wieder, trotz aller innern Erschöpfung, den Anschein von Kraft, ja selbst von Ruhe gab, war bei Ferencz das Gegenteil eingetreten; seine Seelenstärke war infolge der einsam dunklen Haft erlahmt und haltlos in sich zusammengebrochen. Selbst die Aussicht, in naher Zukunft das Ziel langjährigen, unermüdeten Bestrebens zu erreichen und in Fülle des Reichtums die langentbehrten Mittel zur Fülle des Lebensgenusses zu besitzen, schien ihren Zauber für ihn verloren zu haben und unfähig geworden zu sein, die finstern Gestalten zurückzudrängen, die nachts in der lautlosen Stille des dunklen Kellerstübchens vor ihm emportauchen mochten. Er war es, der jetzt verwirrt, beängstigt und vor jedem Geräusch zusammenschreckend von Czenczi beruhigt und getröstet werden mußte; Gefahren würde er mutig bestanden haben, den Schrecken der Einsamkeit vermochte er nicht die Stirn zu bieten; und als Czenczi Abschied nahm und wieder die Tür des Stübchens hinter sich verschließen mußte, hielt er sie zurück und gehabte sich nicht anders, als sollte er für immer von Licht, Luft und Leben abgeschieden werden.

Endlich, am dritten Tage gegen Mittag, machte sich Horváth fertig, die längst beschlossene Reise nach Ofen anzutreten. Der Wagen war angespannt

und Horváth, von Base Margit und seiner Tochter begleitet, trat aus dem Hause, vor dem sich das Gesinde, der Abfahrt ihres Herrn gewärtig, versammelt hatte. Horváth erteilte seine letzten Aufträge; den Knechten befahl er, das Haus vor Zigeunern, Bettlern und anderem Gesindel in acht zu nehmen und Tor und Türen wohl verschlossen zu halten; die Mägde hieß er Feuer und Licht behüten, und nachdem er Frau Margit die Aufsicht über das Gesinde und die während seiner Abwesenheit zu vollendenden Arbeiten, vorzüglich jene der Küfer, ans Herz gelegt hatte, wandte er sich zu seiner Tochter. Diese, in tiefster Seele von Vorwürfen und Reue zerrissen, und gefoltert von dem Bewußtsein, ihren alten, liebevollen Vater so grausam täuschen und für lange Zeit, vielleicht für immer, unkindlich verlassen zu wollen, warf sich krampfhaft schluchzend in seine Arme, und so groß war ihre Erschütterung, daß es nur wenig rührend eindringlicher Worte bedurft hätte, dem schwerbeladenen Gemüte des verirrten Kindes sein Geheimnis abzulocken und die Anschläge Ferencz' für immer zu vereiteln. Aber der Unstern Horváths hatte über ihn verhängt, daß er, wie früher durch törichten Leichtsinn, jetzt durch unzeitige Strenge begünstigen sollte, was er am liebsten vermieden hätte. Er zog das zitternde Mädchen auf die Seite und sagte ihr in rauhem, barschem Tone, das Gewesene und Geschehene wolle er vergessen und vergeben,

aber auch ferner eitle Ausflüchte nicht mehr gelten lassen; er habe Herrn Farkas, dem reichen Spezereihändler in Fünfkirchen, ihre Hand zugesagt, und vor Allerheiligen müsse sie Hochzeit gemacht haben. Mit diesem Worte wälzte sich wieder der Grabstein des Trotzes über die Tiefen ihrer in kindlichem Vertrauen sich öffnenden Seele; sie weinte, aber sie schwieg, und als Horváth, von den besten Wünschen der Hausgenossen begleitet, dahingerollt war, schwankte sie stumm und blaß in ihre Kammer zurück, um die wenigen Habseligkeiten, die sie auf ihrer Flucht mitzunehmen gedachte, in ein Bündel zusammenzuraffen. Nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen; denn der Rückschlag der übermäßigen Aufregung, der verzehrenden Unruhe, in der sie die letzten Tage zugebracht hatte, machte allmählich in dumpfer Abspannung des Geistes, in gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte immer fühlbarer seine Rechte auf sie geltend. Bleierne Schwere lagerte sich auf ihre Glieder; bald von Frost geschüttelt, bald in Fieberhitze glühend, vermochte sie nicht mehr die Wucht des heißen, von dumpfem Schmerz wie mit einem Eisenringe umfangenen Kopfes aufrecht zu halten, und erschöpft und leidend wie sie war, streckte sie sich auf ihr Lager, um in erquickender Ruhe neue Kräfte zu sammeln. Dort lag sie stumpf und still, die zuckenden Hände über die Brust gefaltet, und vor ihren halbgeschlossenen Augen zogen in langer,

buntverworrener Reihe die Bilder ihres Lebens schattenhaft vorüber. Hier lächelten die Spiele der Kindheit sie an, dort saß sie, eine emsige Schülerin, an Ferencz' Seite; auch Antals Züge sah sie lauernd durchs Fenster hereingrinsen, wie damals, als Ferencz zum ersten Male die Liebeglühende umschlang; dann vernahm sie Herrn Steidlers Stimme, die von der Marzipanlise erzählte, das Aufstöhnen Ferencz' und das Drohen und Schelten des Vaters, und dann — dann ward es trüb' und dunkel vor ihren Augen, schwarz wie die Nacht, in der sie dem Vaterhause den Rücken kehren sollte, und finster wie die Zukunft, der sie entgegenging.

Viele Stunden mochte sie in fieberhaftem Halbschlummer dagelegen haben, als von der Stadt her der Glockenschlag Mitternacht verkündete und sie gebieterisch ins Leben, in die Wirklichkeit zurückrief. Sie raffte sich mit der Entschlossenheit, die alle Erschöpfung überwindet, von ihrem Lager auf, langte nach ihrem Bündel, und mit der Blendlaterne versehen, die sie schon früher auf ihren nächtlichen Wanderungen begleitet hatte, verließ sie ihr Stübchen. Auf der Schwelle stand sie still und blickte zurück in den friedlichen, trauten Raum des Gemachs, in dem sie heiter und sorglos, unberührt von allen Stürmen des Lebens, vom Kinde zur Jungfrau aufgeblüht war, als ob sie jetzt erst, da sie es verlassen sollte, empfände, was sie verließ! Aber Ferencz wartete ihrer, sie durfte nicht säumen! Sie

schritt leise über den Gang hin, den nur der blasse Schimmer des von dichten Wolken halb bedeckten Mondes erhellte. An die Tür gekommen, die in das Gemach des Vaters führte, stockten ihre Schritte. Es war ihr, als öffnete sie sich, als trete seine hohe mannhafte Gestalt daraus hervor, sie zu fragen, was sie suche, wohin sie gehe? Aber es war nur der Wipfel des Lindenbaumes draußen im Garten, der seine zitternden Schatten auf die Türe hinwarf, und sie mußte fort, denn Ferencz wartete. Sie war die Treppe hinabgeeilt, und nun im Hofe angelangt, wehte ihr die frische Herbstluft erquickend und kräftigend entgegen. Sorgfältig den Schimmer der Laterne verbergend, schlüpfte sie, an den Wänden sich hindrückend, dem fernen Holzhofe zu; endlich war der Keller erreicht und pochenden Herzens öffnete sie mit den mitgebrachten Schlüsseln die Tür. Im Begriff, die ersten Stufen hinabzusteigen, war es ihr, als ob ihr von unten, wo die Treppe zum untersten Geschosse sich hinabdrehte, ein Lichtschimmer entgegendränge. Was war das? Von Ferencz, der im Kellerstübchen eingeschlossen war, konnte das nicht kommen. Sollte ein Fremder in den Keller sich eingeschlichen haben? Hier war Vorsicht nötig! — Ihre Kniee zitterten, aber Mut und Entschlossenheit verließen sie keinen Augenblick. Sie verlöschte das Licht der Laterne, damit sein Schimmer sie nicht verrate, und drückte sich hinter einen Pfeiler, zu erwarten, was da kommen würde. Aber es kam

nichts; alles blieb still und stumm wie zuvor. Nach einer Weile streckte sie lauschend den Kopf hinter dem Pfeiler hervor; der Lichtschimmer war verschwunden und nur schwarze Finsternis glotzte ihr entgegen. Sollte jene Lichterscheinung nur Selbsttäuschung gewesen sein oder war die veranlassende Ursache derselben im unteren Kellergeschoß zu suchen? — Mit einem Male erfaßte sie eine niegefühlte Beklommenheit; ihre Pulse hämmerten, ihre Zähne klapperten aneinander; aber Ferencz harrte ihrer, und wenn er etwa in Gefahr wäre — — diese Rücksicht überwog alle Bedenken und hastig stieg sie beiläufig die Hälfte der Treppe hinunter, als plötzlich dort, wo die Treppe zum untersten Geschoß hinabbog, sich wieder ein dämmernder Lichtschimmer zeigte, der eine weibliche Gestalt in dunklen Gewändern zu umfließen schien, die mitten auf der Treppe mit weit ausgebreiteten Armen ihr drohend und abwehrend entgegenwinkte. Rasche Flucht war bei diesem Anblick die erste Bewegung des zitternden, halb ohnmächtigen Mädchens, und schneller als sie hinabgestiegen, war sie die Stufen der Treppe wieder hinaufgeeilt. An der halboffenen Kellertüre stand sie still; sie schämte sich ihrer Flucht, und zweifelhaft, ob sie nicht wieder umkehren sollte, wendete sie sich atemlos, die Hand auf das krampfhaft zuckende Herz drückend, nach rückwärts und sah kaum, betroffen und erstaunt, jenen Lichtschimmer abermals verschwunden, als er jetzt auch schon dicht

vor ihren Füßen wieder aus dem Boden auf-dämmerte und in seinem grauen Schimmer ein Weib vor ihr emportauchte, das, die welken, runzligen Züge grinsend verzerrt, mit stechenden, zornglühenden Augen sie anstarrte und, während Czenczis Blicke wie magisch angezogen an der feuerfarbenen Schleife ihrer Flügelhaube und ihrem grellgelben Halstuche hafteten, aus dem schwarzen Halbmäntelchen dürre Hände mit gekrümmten, klauenähnlichen Fingern nach ihrem Halse streckte. — Da zuckte es wie ein Blitz durch Czenczis Seele! „Die Marzipanliese!" schrie sie gellend auf, sprang zum Keller hinaus, warf die Türe hinter sich zu, wankte taumelnd noch einige Schritte in den Hofraum hinein und brach dann dumpfächzend bewußtlos zusammen.

Zwei Knechte des Hauses, die sich in der Schänke verspätet hatten und lange nach Mitternacht auf Schleichwegen ihr Lager suchten, fanden die erstarrt und wie leblos Hingestreckte, erkannten sie mit namenlosem Erstaunen und trugen sie nach dem Hause zurück, wo alsbald, von dem Lärmen und Jammern der Mägde geweckt, Frau Margit herbeieilte und den ganzen Schatz ihrer Heilmittel an der Bewußtlosen versuchte, ohne sie jedoch aus ihrer todesähnlichen Betäubung erwecken zu können. Selbst die Kunst des mittlerweile herbeigeholten Arztes zeigte sich lange erfolglos, und erst gegen Morgen gelang es der sorgfältigsten Bemühung, in der Ohnmächtigen ein halbes Bewußtsein zurück-

zurufen, aber nur, um es sogleich wieder in den wilden Phantasien eines wütenden Fieberanfalles untergehen zu sehen. Dem Irrereden und dem ersten entsetzlichen Ausbruche unheimlicher Tobsucht folgte dann bald gänzliche Erschöpfung und dumpfes gedankenloses Hinbrüten, aus dem die Kranke nur, wenn das Gehämmer und Gepoche der Küfer vom Keller her ihr Ohr erreichte, in grauenvollen Zuckungen und krampfhaft ängstlichem Stöhnen emporfuhr, so daß Frau Margit alsbald den Küfern ihre Arbeit gänzlich einzustellen und den Keller zu schließen befahl. Als nun aber der Arzt gegen Abend achselzuckend erklärte, es unterliege keinem Zweifel mehr, daß Czenczi von einem in der Umgegend herrschenden, höchst bedenklichen und mörderischen Nervenfieber ergriffen sei, wurde unverzüglich Herrn Horváth ein reitender Bote nachgesandt, um ihn schleunigst an das Krankenlager seines einzigen Kindes zurückzurufen.

Als Horváth am vierten Tage nach dem Ausbruche der Krankheit wieder in Weßprim eintraf, fand er die Kranke eher schlimmer als besser, noch immer besinnungslos in dumpfer Betäubung daliegend, aus der sie aber regelmäßig gegen Mitternacht in peinlicher Unruhe erwachte, nach den Kellerschlüsseln verlangte, Miene machte, das Bett zu verlassen, und nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, bis sie dann, plötzlich mit einem lauten Angstschrei in sich zusammenbrechend, wieder in den

früheren fieberhaften Halbschlummer zurücksank; dabei nahmen ihre Kräfte so sichtlich ab, und ihr Aussehen veränderte sich so auffallend, daß der Arzt nicht umhin konnte, den Zustand der Kranken als höchst bedenklich, ihre Rettung als sehr zweifelhaft zu bezeichnen.

So war die siebente Nacht seit dem Beginne der Krankheit herangekommen. Die Kranke hat den Abend ruhiger als sonst zugebracht und lag in heftigem Schweiße. Hinter dem Wandschirme, der das Krankenbett umfing, kniete Herr Horváth, der die Erkrankung des geliebten Kindes in verzweifelndem Schmerze einzig und allein seiner lieblosen Härte zuschrieb, und betete brünstig um seine Erhaltung, während Frau Margit, erschöpft von den Anstrengungen sechs durchwachter Nächte an Czenczis Bette eingenickt war. Es mochte Mitternacht sein, als die Kranke mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug und erstaunt und wie allmählich sich besinnend umhersah. Als sie mühsam ihre Gedanken gesammelt hatte, versuchte sie sich aufzurichten, ein Versuch, der bei ihrer Kraftlosigkeit gänzlich mißlang und keine andere Folge hatte, als daß Frau Margit, durch denselben geweckt, emporfuhr und sich besorgt über sie hinbeugte. Wie froh erstaunt war die gute Alte, als sie den sonst trüb und gläsern vor sich hinstarrenden Blick des lieben Auges ruhig und klar dem ihrigen begegnen sah, als es ihr leise von Czenczis entfärbten Lippen entgegentönte: „Base,

liebe Base Margit!" In einen lauten Freudenruf ausbrechend, umarmte sie die geliebte Kranke; diese aber winkte ihr, zu schweigen. „Ihr müßt mir einen Dienst erweisen, Base," flüsterte sie in unruhiger Hast ihr zu, „einen wichtigen Dienst! Ihr müßt mir in den Keller hinabsteigen!" — „Ach lieber Gott, nun redet sie wieder irre!" seufzte Frau Margit. — „Nein, ich rede nicht irre," versetzte Czenczi, „ich weiß, was ich sage, und ich sage Euch, Ihr müßt vollbringen, woran mich gestern mein plötzliches Erkranken verhinderte! Ferencz ist im Kellerstübchen eingeschlossen; Ihr müßt ihn befreien!" — „Gestern? Du Unglückselige!" stammelte Frau Margit, bestürzt die Hände ringend. — In diesem Augenblicke wurde der Wandschirm zurückgeschoben und Horváth stürzte nicht minder entsetzt als Frau Margit aus seinem Versteck hervor. „Du barmherziger Gott, Ferencz im Kellerstübchen!" rief er, und damit riß er die Kellerschlüssel von der Wand, schrie nach Licht und eilte mit einigen Knechten, die er schleunig geweckt hatte, dem Keller zu.

Es war ein gräßlicher Anblick, der sich ihnen darbot, als sie das Kellerstübchen betraten. Sein unglücklicher Bewohner hatte an zwei Stellen die Wände desselben zu durchbrechen versucht, und auch die innere Seite der Tür trug sichtliche Spuren der gewaltsamen Anstrengung an sich, mit der an der Öffnung derselben gearbeitet worden war. Erschöpfung schien den Verzweifelnden genötigt zu

haben, seine fruchtlosen Bemühungen aufzugeben, denn man fand den Leichnam des unglücklichen Ferencz, in seinem Blute schwimmend, auf dem Lager hingestreckt, das ihm von Ccenczi zubereitet worden und auf dem er, sei es, um seinen brennenden Durst mit seinem eigenen Blute zu stillen oder um den Folterqualen langsamen Verschmachtens in diesem Hungerturme durch raschen Tod zu entgehen, mit einem Taschenmesser sich die Adern geöffnet und in Verzweiflung und Entsetzen geendet hatte.

Czenczi war schon durch die überraschende Erscheinung des Vaters an ihrem Krankenlager und die unwillkürliche Einweihung desselben in ihr Geheimnis aufs tiefste erschüttert worden und hielt nur mit äußerster Anstrengung die Besinnung fest, zu der sie kaum wieder erwacht war. Als nun aber die unbedachte Geschwätzigkeit einer der Mägde ihr die Kunde von dem gräßlichen Ende des Geliebten hinterbrachte, stieß sie einen Schrei aus, geriet in furchtbare Zuckungen und Krämpfe und bald steigerte sich die Wut des Fiebers, in das sie zurückfiel, zu solcher Höhe, daß der Arzt jede Hoffnung aufgab und stündlich ihr Ende erwartete. Allein die Vorsehung hatte anders beschlossen. Horváth, hatte nun Kummer und Schrecken seine Gesundheit untergraben oder vergiftete sie sein hartnäckiges Verweilen am Krankenlager Czenczis, der starke, rüstige Horváth war es, der, von der Krankheit dieser letzteren ergriffen, in wenig Tagen ihr

erlag, während das schwache Mädchen nach monde-
langem Siechtum siegreich aus dem Kampfe hervor-
ging, in dem sie unfreiwillig um den Preis ihrer
Jugend und ihrer Jugendblüte das nackte Leben
gewonnen hatte. Sich selbst als Mörderin des
Vaters wie des Geliebten anklagend, verlebte sie
die Tage des Winters in stillem, dumpfem Trüb-
sinn, dem sie nur zeitweise die Sorge um Base
Margit entriß, die, von übermäßigen Anstrengungen
und verzehrender Gemütsbewegung erschöpft, nun
ihrerseits zu kränkeln und sichtlich hinzuwelken be-
gann. Mit dem herannahenden Frühjahr aber er-
wachte in Czenczis Seele der Wunsch, den An-
gehörigen des geliebten Ferencz einen Teil des
reichen Besitzes zuzuwenden, den sie einst mit ihm
zu teilen geträumt hatte. In der Hoffnung, über
den ihr unbekannten Aufenthaltsort derselben viel-
leicht einige Andeutungen in Ferencz' Papieren zu
finden, beschloß sie, das Felleisen zu öffnen, das der
Hingeschiedene in Base Margits Verwahrung zu-
rückgelassen hatte. Ihre Erwartung wurde auch
nicht getäuscht; in dem Felleisen fanden sich wirklich
einige Papiere, die zwar auf den Namen Anton
Lenhart lauteten, aber nichtsdestoweniger sich ganz
entschieden auf Ferencz zu beziehen schienen; eines
derselben war nämlich ein Schreiben von weiblicher
Hand, womit Anton Lenhart in Beziehung auf eine
frühere mündliche Verabredung aufgefordert wurde,
nicht zu säumen, sich auf den Weg zu machen und

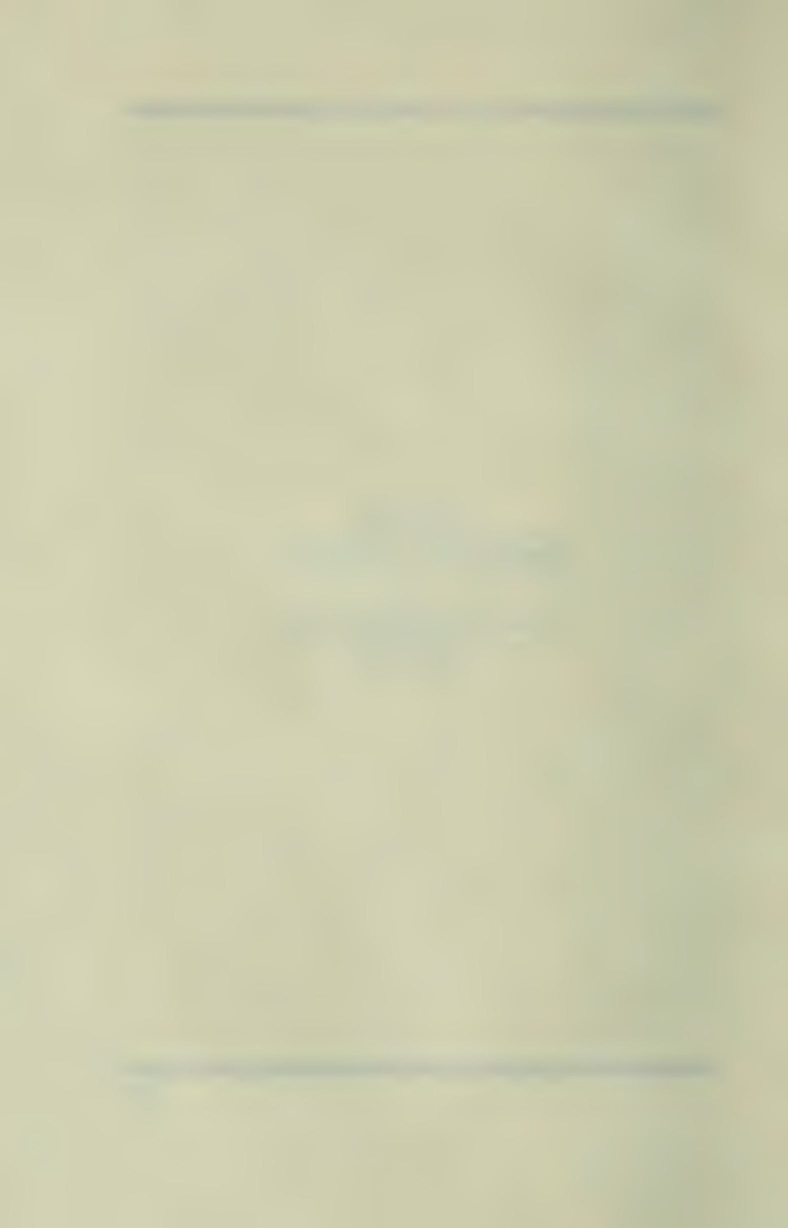
die Straße über Grätz und Marburg nach Kroatien einzuschlagen, denn auf dieser werde er nicht verfolgt werden. Dieser Ermahnung waren einige Worte des Abschieds und die Erklärung beigefügt, nach dem Vorgefallenen könne eine weitere Verbindung zwischen der Schreiberin des Briefes und dessen Empfänger nicht mehr bestehen; sie bäte ihn daher um Zurückstellung ihres Porträts, wie sie ihm hier das seine zurückstelle. Das dem Briefe beiliegende Porträt zeigte aber unverkennbar Ferencz' Züge, der also früher den Namen Anton Lenhart geführt und sich in Steiermark aufgehalten haben mußte. Diese Umstände bewogen Czenczi, die aufgefundenen Papiere an Herrn Steidler, den Geschäftsfreund ihres Vaters, einzusenden und ihn um Auskunft über Anton Lenhart zu ersuchen, obwohl sie nur schaudernd des Mannes gedachte, der einst das furchtbare Bild der Marzipanlise ihrer Seele eingeprägt hatte.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort, und immer schwerer und finsterer war der Trübsinn, der sich ihrer bemächtigte; immer nichtiger und eitler erschien ihr das Leben, das sie nur noch in Gebeten und Kasteiungen oder an dem Krankenbett der ihrer nahen Auflösung entgegeneilenden Frau Margit hinbrachte. Endlich kam die lang erwartete Antwort des Herrn Steidler; in ihr Stübchen zurückgezogen, öffnete sie das Schreiben und durchflog begierig seinen Inhalt; aber bald begann sie so heftig zu

zittern, daß die Blätter des Briefes in ihren Händen hin- und herrauschten, und immer bleicher und verstörter wurden ihre Züge, je weiter sie las. Endlich hatte sie vollendet und nun warf sie unter einem Strome bitterer Tränen sich auf die Knie, um in heißer Inbrunst zu dem gerechten Richter zu beten, der sie zum willenlosen Werkzeuge seiner Rache gebraucht, der sie gezüchtigt und gerettet, der sie dunkle Wege, aber zum Lichte geführt hatte. Dann erhob sie sich, warf den empfangenen Brief und das Porträt Ferencz', das sie von Herrn Steidler zurückerhalten hatte, ins Feuer und sah zu, wie die Flamme knisternd und knatternd es verzehrte. Denselben Abend verschied Frau Margit still und schmerzlos in Czenczis Armen. Der Tod hatte das letzte Band irdischer Neigung gelöst, das die Unglückliche noch ans Leben fesselte; sie sah darin einen Fingerzeig, sich allein und für immer Gott zuzuwenden. Am nächsten Morgen verschrieb sie ihre ganze reiche Habe dem Kloster der Cistercienserinnen im Tal zu Weßprim, in dem sie bald darauf den Schleier nahm, den Rest ihrer Tage in Gebet und Buße für das eigene Vergehen und für das Seelenheil des gerichteten Mörders hinzubringen, den die Menschen nicht erreicht, den aber Gott gefunden hatte.



Friedrich Halm:
Die Freundinnen



Die Freundinnen.

Der Graf von Ormonde war im Herbste des Jahres 1644 zur Belohnung für die Siege, die er über die irländischen Rebellen erfochten, zum Vizekönig von Irland ernannt, bald darauf aber nach London berufen worden, um dort im Kabinette des Königs an wichtigen Beratungen teilzunehmen. In England und Schottland hatten die Unruhen, die Karl I. auf das Blutgerüst führen sollten, bereits eine sehr bedenkliche Höhe erreicht; in Irland aber war damals dank der ebenso entschiedenen als umsichtigen Haltung des Grafen von Ormonde die Bewegung einstweilen zum Stillstande gekommen, so daß der Graf seine zärtlich geliebte Gemahlin Elisabeth, vollkommen über ihre Sicherheit beruhigt, nur mit der Sorge verließ, sie werde während seiner Abwesenheit, die gewiß auf einige Wochen, vielleicht auf einen Monat bevorstand, sich um so vereinsamter fühlen, als sie bisher während eines vierzehnjährigen Ehestandes, und selbst während der Graf im Felde lag, kaum mehr als einige wenige Tage der Trennung von ihrem Gemahl erlebt hatte. Allein auch

dieser Sorge ward der Graf bald nach seiner Ankunft in London durch die frohe Nachricht enthoben, Lady Isabella Rich, die vertrauteste Jugendfreundin seiner Gemahlin, habe die Absicht kundgegeben, auf einige Wochen als Gast in Kilkenny Castle zu verweilen, eine Mitteilung, die der Graf als eine höchst erwünschte, alsbald mit einem zärtlichen und glückwünschenden Schreiben erwiderte, indem er es als eine besondere Gunst des Himmels hervorhob, seine Gemahlin während seiner Abwesenheit in der Gesellschaft einer Dame zu wissen, die, wie sie seiner Elisabeth nach Gemahl und Kindern das Liebste auf Erden wäre, auch ihm selbst zu allen Zeiten als die Krone ihres Geschlechts erschienen sei.

Während der Graf nunmehr erleichterten Herzens sich zu London den Staatsgeschäften hingab, die von Tag zu Tag immer peinlicher und drohender sich zu verwickeln begannen, sah Gräfin Elisabeth auf Kilkenny Castle daheim mit täglich sich steigernder Ungeduld der Stunde der Wiedervereinigung mit einer Freundin entgegen, welche die Jahre ihrer Jugendblüte teilnehmend und fördernd mit ihr durchlebt, ihr in schwerer Bedrängnis mit Rat und Tat hilfreich zur Seite gestanden, und obgleich älter und gereifter, dennoch die schwärmerische Neigung ihrer jüngeren Gespielin nicht nur geteilt, sondern an Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit noch überboten hatte. Endlich verkündeten eines Tages aufwirbelnde Staubwolken die Ankunft der Er=

sehnten, und von berittenen Dienern umgeben, näherte sich eine schwerfällige Sänfte dem Schloßtore, auf dessen Schwelle die Gräfin mit pochendem Herzen des Augenblicks harrte, der ihr die langentbehrte Freundin wiedergeben sollte. Mit Lady Isabella Rich war jedoch während der langjährigen, nur selten und flüchtig unterbrochenen Trennung der beiden Freundinnen eine so entschiedene und auffallende Veränderung vorgegangen, daß die Gräfin im ersten Augenblicke des Wiedersehens, wenn nicht wie vor einer Fremden, doch im höchsten Grade befremdet und überrascht mit weit geöffneten Armen staunend und sprachlos vor ihr stand. Nicht als ob Lady Isabella, wie Unvermählte wohl pflegen, vor der Zeit gealtert, nur noch der Schatten ihrer selbst ihr entgegengetreten wäre; sie stand vielmehr in der reichsten Fülle weiblichen Reizes trotz aller Hüllen des unkleidsamen Reiseanzuges blendend schön vor ihr; über ihre anmutigen Züge aber war dabei so hinreißend die Blässe geistiger Reife ausgebreitet, das mutwillige Funkeln ihres blauen Auges war zu einem so leuchtenden Strahle sinnender Schwermut verglommen, um ihre Lippen spielte so verklärend das schmerzliche Lächeln bitterer aber siegreich überstandener Seelenkämpfe, und solche Würde und Hoheit atmete jede ihrer Bewegungen, daß die Gräfin nahe daran war, ihr wie einer himmlischen Erscheinung zu Füßen zu sinken, wenn nicht Isabella alsbald mit einem lauten Freudenruf

die langentbehrte Freundin umschlungen und an ihr Herz gedrückt hätte.

Wie befremdend und einschüchternd aber der geheimnisvolle Zauber, der über Isabellas ganzes Wesen wie Mondlicht ausgebreitet lag, auch anfangs auf die Gräfin wirken mochte: sie fühlte sich nach wenigen Stunden traulichen Gesprächs um so unwiderstehlicher von ihr eingenommen, als ihr aus jedem Wort, aus jeder Miene das alte treue Herz der Freundin, geläutert in seinen Empfindungen, veredelt in ihrem Ausdruck, aber unverändert in Wohlwollen und Liebe entgegenschlug. Und damit schwand jeder Schatten von Zurückhaltung aus der Seele der Gräfin; selbst der Verdacht, der im Laufe der letzten Jahre so oft in ihr aufgestiegen war, als vermeide Isabella absichtlich, mit ihr und den Ihren zusammenzutreffen, wurde als kleinlicher, nunmehr tatsächlich widerlegter Argwohn beiseite gewiesen, und wenn das unbedingte Vertrauen, mit dem sie der Freundin entgegenkam, von dieser auch nicht mit ganz gleicher Hingebung erwidert wurde, wenn Isabella namentlich jeder Erörterung der Ursachen der auffallenden Veränderung, die ihr ganzes Wesen seit ihren Jugendjahren erfahren, sorgfältig aus dem Wege ging, so entschuldigte die Gräfin diese Zurückhaltung mit der Scheu, die wohl jeder empfindet, kaum vernarbte Wunden des Herzens durch Mitteilung wieder aufzureißen; denn nur solche Wunden konnten es sein, die Lady Isabella

Rich so umzuwandeln, die sie, die Tochter eines der edelsten Geschlechter des Landes, die Erbin eines bedeutenden Vermögens zu bestimmen vermochten, die Fülle der Freier, welche sich um ihre Hand bewarben, zurückzuweisen und dem Herbste ihres Lebens unvermählt entgegenzugehen.

Es mochten seit der Abreise des Grafen etwa zehn Tage verstrichen sein, als die Gräfin an einem schönen Herbstmorgen müßig ihren Gedanken sich hingab. Ihre Töchter, drei reizende, von Feuer und Leben strotzende, kleine Geschöpfe, waren eben mit ihrer Erzieherin von ihr gegangen; an der Wand ihr gegenüber hingen die Porträte ihrer Söhne, munterer frischer Knaben, die zu Oxford im Trinity-College ihren Studien oblagen. Im beseligenden Gefühle ihres Mutterglückes konnte die Gräfin nicht umhin, wiederholt das harte Schicksal zu beklagen, das ihrer Isabella ähnliche Freuden versagte. Diese Gedanken führten sie bald noch weiter in die Vergangenheit zurück. Ihre frühere Jugendzeit stieg farbenhell leuchtend, wie gestern erlebt, vor der Träumenden empor. Sie gedachte lächelnd des tödlichen Hasses, mit welchem die fünfzehnjährige Elisabeth Breston dereinst James Butler, jetzt ihr Gemahl, verfolgte, weil sie der letzte Sprößling und die Erbin der Grafen von Desmond, an dem Hasse dieses Geschlechtes gegen jenes der Butler festhalten zu müssen glaubte. Dann, die Wangen von lieblichem Erröten übergossen, erinnerte sie sich des

Tages, an dem sie ihren Gemahl, damals den Titel Viscount von Thurles führend, zum ersten Male bei Hofe gesehen, und wie der Zauber seiner männlichen Schönheit, die ritterliche Anmut seines Wesens und die glühende Leidenschaft, mit der er ihr huldigte, sie alsbald so ganz gefangen nahmen, daß sie später in dem Geliebten zu ihrem Schrecken einen Butler, einen Todfeind erkennend, gleichwohl ohne Mühe sich überredete: die Christenpflicht allgemeiner Menschenliebe, wie ihr eigener Vorteil geböten ihr, nicht bloß den alten Haß der Desmonds gegen die Butler für immer zu begraben, sondern auch den endlosen Rechtsstreitigkeiten, in die beide Familien seit Jahren miteinander verwickelt waren, durch die Verbindung mit dem Manne ihrer Wahl endlich ein Ziel zu setzen. Dann aber — und eine Wolke des Unmuts zog auf ihrer Stirn empor — dann gedachte sie König Jakobs, der das ihm verhaßte Geschlecht der Butler nicht durch das Erbe der Desmonds bereichert sehen wollte und dieser Verbindung seine Zustimmung versagte. Sie gedachte des grausamen Starrsinns, mit dem er sie, um sie jeder Annäherung des Geliebten zu entziehen, der Vormundschaft oder richtiger der Obhut des Grafen von Holland übergeben, und wie dieser sie auf seinem Schlosse Eldon Manor kaum besser als in Gefangenschaft gehalten hatte.

Dort aber hatte sie Lady Isabella Rich, die Nichte des Grafen, damals ein munteres, aufgewecktes,

mutwilliges Mädchen, kennen gelernt und ihre Freundschaft gewonnen. Isabella aber war es, wie sie mit Tränen dankbarer Rührung gedachte, die der Verlassenen hilfreich sich angenommen, die Wachsamkeit ihrer Umgebung getäuscht und ihr sogar geheime Zusammenkünfte mit dem Geliebten ermöglicht hatte, bis dieser letztere, die habsüchtigen Günstlinge des schwachen, wunderlichen Königs durch Verheißungen und Geschenke für sich gewinnend, endlich nach einem Jahre schmerzlicher Bedrängnis und schwerer Kämpfe die Zustimmung Jakobs zu ihrer Verbindung zu erringen wußte. Seit jenem Augenblicke aber gedachte sie, einen Blick inniger Liebe auf das Brustbild ihres Gatten heftend, das ihr von der Wand zulächelte, seit jenem Augenblicke sei ihr Leben nur ein sonniger, wolkenlos heiterer Sommertag gewesen, und vierzehn lange Jahre seien ihr verstrichen wie ein seliger Traum! Und wenn sie nun vorwärts schaute, wenn sie erwog, wie ihr Gemahl, berühmt als Feldherr, noch berühmter als Staatsmann, des Vertrauens seines Königs nicht bloß gewürdigt, sondern in jedem Sinne würdig, schon jetzt in blühendem Mannesalter Graf von Ormonde und Vizekönig von Irland, im Laufe der Jahre notwendig zu immer höheren Würden und Ehren emporsteigen müsse, wie sie selbst reich, angesehen, mächtig, die Mutter von fünf hochbegabten, blühenden Kindern und dennoch, wie ein zufriedener Blick in den Spiegel ihr bezeugte, in unverwelkter Schönheit selbst jüngere

Frauen weit überstrahlend, der unvergänglichen Liebe ihres Gemahls, des schönsten und hervorragendsten Mannes seiner Zeit, gewiß sei, und wie sie selbst ihn mit aller Kraft ihrer Seele liebe — welch ein Herbst reichen Segens, von goldenen Früchten strotzend, welche Fülle des Glückes lag nicht vor ihr!

Hufschlag, der im Schloßhofe laut ward, unterbrach sie in ihren Träumen, und als ob der Himmel sich darin gefiele, noch einen Tropfen Freude mehr in den übervollen Becher ihres Glückes zu träufeln, ward ihr auf die Frage, was es gebe, die Antwort: Philipps, der Geheimschreiber des Grafen, sei angekommen und habe ihr ein Schreiben ihres Gemahls zu überreichen. Wirklich stand auch in den nächsten Augenblicken dieser Philipps, ein blasser, schüchterner junger Mann, vor der Gräfin, die ihn mit Fragen nach dem Befinden, nach dem Aussehen, nach der Stimmung ihres Gemahls überschüttete und ihm kaum Zeit zur Antwort gönnte, bis er aus seiner Mappe ein niedliches, mit dem Siegel des Grafen versehenes Briefchen hervorgesucht und mit tiefer Verbeugung der Gräfin überreicht hatte. Sobald diese letztere aber erst auf dem Umschlag des Briefes die Aufschrift: „Meiner innigstgeliebten Elisabeth“ gelesen, und darin die ebenso feste als zierliche Handschrift ihres Gemahls erkannt hatte, brach sie das Gespräch mit dem Überbringer des Briefes, der ihr eben über seine Sendung nach

Dublin und andere ihr in diesem Augenblick höchst gleichgültige Umstände berichten wollte, mit einigen höflichen Worten kurz ab, entließ ihn, und warf sich in der Wölbung des Erkers in einen Lehnstuhl, um in Sammlung und Ruhe den gesegneten Inhalt des schmerzlich ersehnten, mit Jubel empfangenen Schreibens in sich aufzunehmen. Kaum aber hatte sie das Wachs des Siegels gebrochen und das Blatt mit einem flüchtigen Blicke überflogen, als sie wie von einer Viper gestochen emporfuhr, das Blatt sinken ließ und zitternd und blaß mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte, als ob ein Gespenst plötzlich schreckend vor ihr auftauche, bis sie nach einer Weile mit der Hand über die mit kaltem Schweiße bedeckte Stirn hinfahrend, als ob sie aus einem schweren Traume erwache, wieder nach dem Blatte griff und es mit schwankender Hand vor sich hinhielt. Sein Inhalt lautete aber so:

„Teure Lady!

Ich breche das Stillschweigen, das Sie mir auferlegten und das ich durch Jahre getreulich beobachtet habe, um Ihnen eine Nachricht mitzuteilen, die, wie sie mein Gewissen beruhigt, auch Sie überzeugen muß, daß der Himmel unsere Gebete erhört und die Tränen unserer Reue als Sühne für unseren Fehltritt gnädig angenommen hat. Ein Besuch im George College zu Cambridge war es, der mir diese Beruhigung gewährte, und die einstimmige ungeheuchelte Anerkennung sowohl der hohen Geistes-

gaben und Fähigkeiten, als auch der Seelengüte, des Fleißes und der Bescheidenheit unseres William, die mir daselbst allerorten entgegenkam, soll sie auch Ihnen gewähren. William ist die Zierde der Anstalt, der Stolz seiner Lehrer, der Liebling seiner Mitschüler! Der Himmel hat unser Kind gesegnet, also hat er uns vergeben und legt uns keine andere Buße für unsere Verirrung auf, als die nur, insgeheim und verstohlen für die Zukunft des holden, hoffnungsvollen Knaben sorgen zu dürfen. Lassen Sie uns diese schwere Prüfung wie bisher demutsvoll hinnehmen und vereinigen Sie sich mit mir im Gebete für die Wohlfahrt unseres Kindes!

James Graf von Ormonde."

Die Gräfin las und las wieder, dann faltete sie das Blatt still zusammen und starrte gesenkten Hauptes vor sich hin. Das war kein Scherz; der Graf konnte nicht daran denken, sich solche Scherze gegen sie zu erlauben. Er mußte zwei eigenhändige Briefe, nachdem er sie gesiegelt, in der Eile verwechselt und mit falschen Aufschriften versehen haben! Und die Dame, an die das Schreiben gerichtet war, das wie Feuer in ihrer Hand brannte, die Dame, mit der ihr Gemahl sich vergangen zu haben nur zu deutlich bekannte, wer war sie? Während ihrer Ehe hatte der Graf ihr niemals Anlaß gegeben, seine Treue zu bezweifeln! Dazu kam, daß der Knabe, die Frucht dieses Fehltritts, da er Schüler des George College zu Cambridge war, wenigstens

dreizehn bis vierzehn Jahre alt sein, also vor oder in der ersten Zeit ihrer Verbindung mit dem Grafen geboren sein mußte und damals — ein furchtbarer Verdacht unerhörten Verrates zog ihr Herz krampfhaft zusammen. Sie mußte Gewißheit haben; sie klingelte und befahl dem herbeieilenden Diener, den Geheimschreiber Philipps zu ihr zu bescheiden. Sein Kommen erwartend, durchmaß sie, wie eine Feder vom Sturme ihrer Gedanken umhergetrieben, bald in unruhiger Hast, bald zweifelhaft zögernden Schrittes die Räume des Gemachs. Als aber endlich Schritte der Türe sich näherten und der Erwartete auf ihrer Schwelle erschien, stützte sie sich halbtaumelnd auf das Tischchen, auf dem der unselige Brief lag, und warf dem Eintretenden, ehe er noch zu Worte kommen konnte, die Frage entgegen, ob er den Brief, den ihm der Graf für Lady Isabella Rich übergeben, bereits bestellt habe? — „Lady — Isabella — Rich", stammelte der Geheimschreiber betroffen, während sein Antlitz in Purpurröte aufflammte und seine Blicke hilfesuchend umherirrten. — „Allerdings, an Lady Isabella Rich", sagte die Gräfin, totenbleich, aber in ungebeugter Haltung ihm näher tretend, „so entnehme ich wenigstens aus dem Schreiben meines Gemahls!" Und dabei heftete sie einen so scharfen, ins Mark der Seele dringenden Blick auf den unschlüssigen und ratlosen Geheimschreiber, daß dieser zuletzt, aller weitern Ausflüchte sich begebend, nicht nur einen

Brief des Grafen an Lady Isabella Rich bestellt zu haben bekannte, sondern auch zur Entschuldigung seiner Betroffenheit hinzufügte, er habe dem Grafen schwören müssen, des Briefes an Lady Isabella gegen keine Menschenseele Erwähnung zu tun. Darüber wurde die Gräfin noch blässer als sie gewesen, und ihre Lippen verzogen sich wie zum Weinen, aber an sich haltend unterbrach sie mit einem gnädigen Kopfnicken die weiteren Entschuldigungen des verwirrten Geheimschreibers und wandte ihm mit den leicht hingeworfenen Worten: „Ihr solltet wissen, Philipps, daß mein Gemahl keine Geheimnisse vor mir hat!" den Rücken zu.

Kaum aber hatte der Geheimschreiber hierauf, mit vielen Bücklingen sich entfernend, die Türe hinter sich geschlossen, als die Gräfin, in ihren Lehnstuhl zurückgesunken, allen Zwang abwerfend, der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Schmerzes sich hingab. Sie war verraten, von den beiden Wesen verraten, denen sie am unbedingtesten vertraut hatte, von dem Geliebten ihrer Seele, von der Gespielin ihrer Jugend; war von ihnen kurz vor oder nach ihrer Vermählung, jedenfalls also zu einer Zeit verraten worden, wo sie auf deren Treue gerade am zuversichtlichsten gebaut hatte! Unerhört getäuscht, und zwar in der Wertschätzung von Empfindungen getäuscht, auf deren vermeintlich unerschütterlichen Grundlage sie vertrauend ihr ganzes Lebensglück aufgebaut hatte, sah sie nun den stolzen Bau zerbröckelnd Stein für

Stein zum wüsten Trümmerhaufen zusammenbrechen. Sie erinnerte sich bitter lächelnd des Sprichwortes der Desmonds, das man ihr in ihrer Kindheit so oft vorgesagt hatte:

Ein Butler und Verrat
In Wort und Tat!

und fragte sich, ob sie noch ferner in Gemeinschaft mit einem Manne leben könne, der ihre Gefühle so tief verwunden, ihr Vertrauen so schändlich mißbrauchen und in der Verleugnung alles Zartgefühls so weit gehen konnte, nicht bloß gleichmütig, nein erfreut, ja glückwünschend seine Mitschuldige das unentweihte Heiligtum ihres Hauses betreten und die vor Jahren an der Braut begonnene Täuschung nach Jahren an seiner ehrbaren Hausfrau, der Mutter seiner Kinder, fortsetzen zu sehen. Diese letztere Anschauung war es, die sich zuletzt ausschließend der Gräfin bemächtigte. Sie sah im Geiste Isabella, ihren Gast, ihre Freundin, der sie noch gestern in den vertrautesten Mitteilungen ihr ganzes Herz geöffnet hatte, insgeheim die Torheit der Betrogenen belachen, und sich schon im voraus der Stunde freuen, da sie mit dem Grafen, ihrem Gatten, in Kilkenny Castle, in ihrem eigenen Hause, sich über ihre kindische Offenherzigkeit lustig machen würde! — Das nicht! Nein, das sollen sie nicht! durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag die Fibern ihres Herzens! Sie erhob sich, trat vor den Spiegel, ordnete hastig die Fülle ihres dunkeln Haares, dessen

reiche Flechten ihre Hände im Drange der Verzweiflung blind gegen sich selbst wütend zerwühlt hatten, und wandte sich mit dem verhängnisvollen Briefe bewaffnet rasch der Türe zu, als sie plötzlich stille stand, um noch einmal die unseligen Zeilen zu überfliegen. — „Verirrung, Reue, Buße!“ sprach sie vor sich hin; „Pah! Das sind Worte! Heuchelei der Lippen, während die Herzen fortfahren zu sündigen! Wer verriet, kann wieder verraten! Keine Schonung mit Verrätern!“ Und damit den Brief zusammenfaltend, riß sie, stolz den Kopf zurückwerfend, die Türe des Klosetts auf und schritt die wirr verschlungenen Gänge und Hallen des Schlosses entlang den Gemächern Lady Isabellens zu, während sie den alten Schlachtruf der Desmonds:

Schlagen und Wagen,
Nicht Schmach ertragen!

vor sich hinmurmelte. Allein die letzte Lesung jenes unglückseligen Briefes hatte ihr einen tiefern Eindruck hinterlassen, als sie sich selbst gestehen mochte! Das Wort: Reue! war in ihrer Seele haften geblieben, und sie langte, wenn auch nicht versöhnlicher, doch ruhiger und ihrer selbst wie ihrer Worte mächtiger am Ziele ihrer Wanderung an, als sie sie angetreten hatte.

Als die Gräfin die Türe öffnete, die in Lady Isabellens Gemach führte, fand sie diese an einem Tische sitzen, auf dem neben einem aufgeschlagenen Buche, durch den schwarzen Saffianband und die

silbernen Schließspangen deutlich genug als Erbauungsbuch gekennzeichnet, eine halboffene Reiseschatulle und eine mit Blumen gefüllte Vase aus venetianischem Glase stand. Den Kopf in die Hand gestützt und in tiefes Nachdenken versunken, starrte sie träumend auf einen, wie es schien, noch uneröffneten Brief hin, der vor ihr auf dem Tische lag. Als sie aber die Gräfin gewahrte, die einen Augenblick unter der Türe stehen geblieben war, jetzt aber raschen Schrittes näher trat, erhob sie sich tief errötend wie von einer Feder emporgeschnellt, warf den Brief in das aufgeschlagene Buch, das sie hastig zudrückte, und ging dann, allmählich ihre Fassung wieder gewinnend, mit freundlichem Lächeln und offenen Armen der Freundin entgegen. Die Gräfin aber, mit einer ablehnenden Handbewegung die Umarmung zurückweisend, trat bis an das Tischchen hinan, an dem Isabella gesessen, und sprach dann langsam, jedes Wort scharf betonend und mit schneidender Kälte: „Lady Isabella! Ich habe, durch die unrichtige Aufschrift getäuscht, einen Brief, den mein Gemahl an Euch gerichtet, geöffnet und gelesen! Hier ist er! Nehmt denn, was Euer und gebt mir, was mein ist!“ Und damit reichte sie ihr mit der einen Hand das geöffnete Schreiben hin, während sie mit der andern das Buch aufschlug und den darin verborgenen Brief herausnahm. Sie öffnete ihn aber nicht, sondern heftete, nachdem sie Siegel und Aufschrift flüchtig betrachtet hatte, ihre von Entrüstung

blitzenden Augen auf Isabellens Antlitz, die, bis in die Lippen erbleichend und an allen Gliedern zitternd, das unselige Blatt vor sich hinhielt, das ihre weit offenen Augen wie mit übernatürlicher Gewalt festzuhalten schien. Als sie aber, der Aufregung des Augenblicks erliegend, endlich zusammenbrach und mit krampfhaftem Schluchzen in den Lehnstuhl zurücksank, wandte sich die Gräfin mit dem Ausdrucke unsäglichen Ekels von ihr ab und trat ans Fenster. Sie stand dort, die heiße Stirn an die Scheiben gedrückt, einige Augenblicke, während nur Isabellens schmerzliches Stöhnen die Stille des Gemaches unterbrach; dann aber, sich rasch umkehrend, sagte sie mit ruhiger Gleichgültigkeit: „Ich sehe dort Storris, Euren Stallmeister, den Schloßhof herkommen! Wollt Ihr ihm sagen, daß er die Sänfte zu Eurer Abreise in stand setzen lasse? Oder soll ich es tun?" — Und damit ging sie raschen Schrittes der Türe zu, aber noch ehe sie sie erreichen konnte, war Isabella aufgesprungen, hatte sich ihr in den Weg geworfen, und die zitternden Hände abwehrend gegen die Freundin erhoben, sprach sie: „Nein, du darfst nicht gehen, Elisabeth! Du mußt mich hören! Du sollst mich nicht für schuldig halten, wo ich nur unglücklich gewesen!" — Und als darauf die Gräfin, vor ihrer Berührung wie vor der einer Kröte zurückweichend, gebieterisch ihr zurief: „Gebt Raum! Ihr habt mich einmal getäuscht und sollt mich nicht wieder täuschen!" warf sie sich in der leidenschaftlichsten

Aufregung auf die Kniee, und die Stimme von überströmenden Tränen halb erstickt, schrie sie in wahnsinniger Heftigkeit: „Du mußt mich hören! Du bist es dir und deinem Glauben an Menschenwert, du bist es deinen Kindern, denen kein Makel an dem Gedächtnis ihres Vaters haften soll, du bist es deinem Gewissen, dem ungetrübten Frieden deiner Sterbestunde schuldig, zu hören, ehe du richtest, zu prüfen, ehe du verdammst!"

Die Gräfin, zweifelhaft, ob sie die furchtbare Aufregung Isabellens für Ernst und Wahrheit oder nur für gut gespielte Komödie zu nehmen habe, blickte eine Weile unschlüssig auf die zu ihren Füßen Hingesunkene nieder, bis zuletzt mildere Gefühle in ihr die Oberhand gewannen. „Wohlan, ich höre!" sprach sie und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder, während Isabella, sich mühsam vom Boden aufraffend, einem Taburett zuwankte, auf dem sie mit gelöstem Haar, in sich zusammengebrochen, fruchtlos bemüht, die von ihren Augen unerschöpflich niederquellenden Tränen zu stillen, lange schweigend und nach Atem ringend, ein Bild trostlosen Jammers, dasaß.

So herrschte eine Weile tiefe Stille im Gemach, bis Isabella plötzlich wie zu sich selbst sprechend anhub: „So war es also nicht ein krankhaftes, kindisches Gelüste, das mich hierher nach Kilkenny Castle trieb, und nicht törichte Schwäche war es, ihm nachzugeben! Gott wollte es so; Gott forderte, daß

ich ein offenes Bekenntnis ablegend mein Vergehen büße, Gott führte mich der Beleidigten zu, daß meine Seele ihre Schmach vor ihr offenbare! Gott fügte es so; seine Fügung sei gepriesen!" — Dann aber die Hand, wie um ihre Gedanken zu sammeln, an die Stirn legend, fuhr sie fort: „Du sollst alles wissen, Elisabeth! Alles, wie es war und wurde, von Anfang bis zu dem traurigen Ende, das Unglück eines Augenblickes und die Reue langer Jahre!" — Sie schwieg wieder eine Weile, bis sie endlich, ins Weite vor sich hinstarrend, mit gepreßter Stimme also begann:

„Ich war siebzehn Jahre alt und lebte mit meiner kränkelnden Mutter in London! Ich war damals eine andere als jetzt, selbst eine andere, als die du vor Jahren mich kennen lerntest. Ich war wild, heftig, eigenwillig, unfähig irgend einem Zwange mich zu fügen, und so erbittert durch die maßlose Strenge der puritanischen Ansichten meiner Erziehung, oder so unbändig von Natur, daß selbst die peinliche Unruhe, in die mich die ersten stürmischen Anfälle der Krankheit versetzten, der meine arme Mutter später erlag, mich auf die Länge nicht abhalten konnte, die Befriedigung jedes Gelüstes, jeder Laune, die mir durch den Kopf fuhr, um jeden Preis und auf alle Weise zu suchen. Ein solches Gelüste war der Besuch des Theaters, dessen nur zu erwähnen in meinem Elternhause schon als sträflicher Leichtsinn betrachtet wurde, und das ich eben darum bei

nächster Gelegenheit kennen zu lernen nur um so fester entschlossen war. Diese Gelegenheit fand sich bald. Meine Mutter äußerte eines Tages nach einem der furchtbaren Anfälle ihres Leidens das Bedürfnis nach Ruhe, und da sie in solchen Fällen, wie sie tagelang gelitten, in tagelangem Schlaf sich zu erholen pflegte, so hatte ich alle Muße, mein Vorhaben auszuführen. Ich hatte mir Männerkleider zu verschaffen gewußt und schlich, die breiten Krämpen meines Hutes tief in die Stirn gedrückt, an einem nebligen, unfreundlichen Herbstabend dem Globe-Theater zu, in dessen überfüllten Räumen ich ein Plätzchen suchte und fand, das mir einen freien Blick auf die Bühne gewährte und mich doch möglichst den Blicken der Menge entzog. Man gab an jenem Abend eines der beliebtesten Stücke Shakespeares, Romeo und Julie, und kaum war der Vorhang der Bühne auseinandergeflogen, kaum fanden die unsterblichen Worte des unsterblichen Meisters, die damals zum ersten Male an mein Ohr schlugen, den Weg zu meinem Herzen, als ich mich von allem Bangen befreit, ja ganz und gar der Wirklichkeit entrückt und durch den überwältigenden Eindruck der wunderbaren Dichtung in einen solchen Taumel des Entzückens versetzt fühlte, daß ich, selbst in den Zwischenakten in wachen Traum versunken, die plumpe Annäherung meines Nachbars, eines halbtrunkenen Matrosen, nur als unerwünschte Störung, nicht als drohende Gefahr in Betracht

zog. Ja, ich wußte es meinem plumpen Nachbar Dank, daß er mit seinen breiten Schultern mir den Weg durch den wogenden Menschenschwall bahnte, als ich nach dem Schlusse der Vorstellung halb bewußtlos wie trunken dem Ausgange des Saales zutaumelte. Im Freien angelangt und durch die frische Nachtluft wieder zur Besinnung gebracht, trachtete ich in beschwingter Eile mich über menschenleere Plätze und durch abgelegene Gäßchen, wie ich hergekommen, wieder nach Hause zu stehlen, als ich mich plötzlich durch eine derbe Hand, die sich breit und eisern auf meine Schulter legte, angehalten fühlte. Es war mein Nachbar, der, scharfsinnig genug mein Geschlecht zu erraten, nicht großmütig genug war, für die Dienste, die er mir im Gedränge erwiesen, meinen Dank sich genügen zu lassen. Die freche Gemeinheit, mit der er mir seine Ansprüche auf meine Dankbarkeit auseinandersetzte, die unverschämten Andeutungen über die Art und Weise, in der er sie anerkannt zu sehen wünschte, die rücksichtslose Roheit, mit der er mich trotz alles Sträubens und Abwehrens umfaßte, erfüllten mich mit so tödlicher Angst, daß ich, meiner Verkleidung vergessend, laut um Hilfe schrie, als plötzlich eine kräftige Hand meinen Bedränger am Genicke erfaßte und den Halbtrunkenen mit einem mächtigen Ruck in die Straße hinschleuderte. Ich lehnte erschöpft und schluchzend in der Wölbung des Torweges, in den ich mich geflüchtet hatte, während mein Be-

schützer, die Hand ans Schwertgefäß gelegt, an meiner Seite stand und in ruhig sicherer Haltung den Angriff des Gegners erwartete. Da dieser letztere aber, sich mühsam von seinem Falle erhebend, nur darauf bedacht schien, eiligst das Weite zu suchen, wandte sich mein Retter zu mir, fragte mich, wohin er mich nach Hause zu bringen habe, und schlug, sobald er dies erfahren, mich Zitternde am Arm, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechseln, den nächsten Weg nach meiner Wohnung ein. Erst als wir sie erreicht hatten, und er, den Ausdruck meines Dankes ablehnend, von mir Abschied nahm, fühlte er sich gedrungen, ein paar wohlmeinende Worte über die Gefahren hinzuwerfen, die jungen Damen zu lebhafte Einbildungskraft bereiten könne, und die Hoffnung auszusprechen, der Ausgang dieses meines ersten Unternehmens werde mir für alle Zeiten ähnliche Abenteuer verleiden. Damit verließ er mich! Die Nacht war so dunkel, daß ich die Züge meines Begleiters, verriet gleich seine Haltung und sein ganzes Wesen Jugend und Anmut, nicht erkennen konnte. Dagegen bewahrte ich den Klang seiner Stimme nicht nur unauslöschlich dem Ohre eingeprägt, sondern ihr Wohllaut durchdrang so allmächtig alle Tiefen meiner Seele, daß er noch wochen-, ja mondenlang wie verhallendes Glockengeläute in ihr wiederklang, und daß ich schon in jener ersten fiebernd und schlaflos zugebrachten Nacht die Überzeugung gewann, daß ich

ihre Töne nach Jahren wiedererkennen würde, und fortwährend der kaum gehörten Worte des großen Dichters gedenken mußte:

Mein Ohr trank keine hundert Worte noch
Von diesen Lippen, doch ich kenn' den Ton!"

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung, worauf Isabella innehaltend ihre großen dunklen Augen wie fragend nach ihr kehrte, dann aber plötzlich sie niederschlagend nach kurzem Stillschweigen also fortfuhr:

„Ich hatte nicht Zeit, mich lange ungestört meinen Träumen hinzugeben und den mir ewig gegenwärtigen Klängen jener unvergeßlichen Stimme zu lauschen. Die Krankheit meiner Mutter und ihr nach Monaten herben Leidens erfolgender Tod erfüllten meine Seele so ganz mit dem Schmerze der Gegenwart, daß ihr für die Bilder aus der Vergangenheit um so weniger Raum blieb, als die Veränderung meiner äußeren Lebensverhältnisse ihre ganze Spannkraft in Anspruch nahm. Mein Oheim und Vormund, der Graf von Holland, hatte, wie die Verwaltung meines geringen Vermögens, so auch die Obhut über meine Person übernommen und mich nach Eldor Manor gebracht, wo ich kränkelnd und im Marke meiner Lebenskraft erschüttert in der Gesellschaft des abgelebten, mürrischen Greises einsame und einförmige, aber keineswegs müßige Tage verlebte, denn der Geiz meines Oheims hatte mich als Haushälterin zu verwerten gewußt

und mir die Aufsicht über seinen ganzen weitläufigen Haushalt aufgebürdet.

„So verstrich ein langer, trauriger Winter, und endlich kam der Frühling; mit dem Frühling aber kamst du, Elisabeth! Die Kunde von deiner Neigung für den Viscount von Thurles und von dem unbeugsamen Starrsinn, mit dem König Jakob sich eurer Verbindung oder vielmehr der Vereinigung der Besitzungen der Desmonds mit jenen der Butlers widersetzte, war schon vor deiner Ankunft in meine Einsamkeit gedrungen. Die Spannung, mit der ich deinem Kommen entgegensah und die der Zauber deiner Erscheinung so vollkommen rechtfertigte, die Blässe stiller Trauer, die auf deinen Wangen lag, die anmutige Rührung, mit der du meiner Teilnahme entgegenkamst und die dir in der ersten Stunde für immer mein Herz gewann, vor allem aber der Drang, dir, stillen Dulderin, zu helfen und der Willkür des Königs Trotz zu bieten, alles dies erweckte in meinem, der drückenden Einförmigkeit der Tage erliegenden, nach Leben und Bewegung mit allen Fibern sich sehnenden Herzen den alten unbändigen Drang nach Wechsel und Abenteuern, nach Kampf und Gefahren! Du weißt, Elisabeth, wie ich alsbald meine Stellung und meinen Einfluß auf die Diener des Hauses benützte, dich mit dem Geliebten nicht nur durch regelmäßigen Briefwechsel, sondern später sogar auch durch geheime Zusammenkünfte in Verbindung zu erhalten.

Du erinnerst dich noch des Tages, an dem Wilson, der Forstwart, unser Vertrauter, zum ersten Male den Geliebten durch ein Seitenpförtchen des Parkes einließ und ihn nach dem Gartenhause führte, in welchem du freudetrunken seiner harrtest, während ich, um die Aufmerksamkeit des Oheims von unserem Unternehmen abzulenken, dem habgierigen Greise einen Pack meiner Rechnungen zur Prüfung und Genehmigung vorlegte. Du weißt, daß ich nach unserer Abrede, sobald ich ihn hinlänglich in ihre Ziffern vertieft sähe, mich wegstehlen sollte, um deinem Wunsche gemäß als deine Ehrenhüterin eurer Zusammenkunft beizuwohnen. Das aber weißt du nicht, was ich empfand, als ich den Kreuzfragen des Oheims entkommen, die Türe jenes Gartenhauses öffnete und mir die berauschenden Klänge der unvergeßlichen Stimme entgegenschlugen, die in der Nacht meines Theaterbesuches so mild schonend als eindringlich ermahnend zu mir gesprochen hatte! Keiner Regung fähig, wie versteinert blieb ich auf der Schwelle stehen! Meine Glieder waren starr, mein Herz stand still, nur meine Seele war ganz Ohr; nicht als ob ich seine Worte verstanden, nur zu verstehen versucht hätte: es war der Wohllaut seiner Stimme, der mich festbannte, der mich mit entzückendem Wonnegefühl durchschauernd wie mit Seraphflügeln emporhob, und weit, weit über Welt und Leben hinweg zu den Sternen hinauftrug! Erst als er schwieg und nun du antwortend das

Wort nahmst, kam mir soviel Kraft und Besinnung zurück, einzutreten und die Tür hinter mir schließend, mich in eine Ecke des Gemachs zu drücken, wo ich bald von der himmlischen Musik seiner Stimme in selige Träume gewiegt, bald wieder, wenn sie verstummte, wie vom Himmel zur Erde herabgeschleudert, in jähem Schreck erwachend, in fiebernder Unruhe die Stunde eures Beisammenseins hinbrachte. Endlich nahmt ihr Abschied und kamt auf mich zu, um den Schutzgeist eurer Liebe, wie ihr mich nanntet, mit eurem Dank zu überschütten. Er sprach zu mir; ich hörte, aber ich verstand ihn nicht; betäubt und halb bewußtlos stand ich vor ihm und wagte nicht aufzublicken; zuletzt erfaßte er meine Hand! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich ihre Berührung! ‚Fort', rief ich, aufschreiend und mich losreißend, ‚fort'! Ihr nahmt es für einen Ruf der Warnung vor drohender Gefahr und stobt auseinander! Ach, es war der unverstandene Hilfeschrei meiner vorahnenden Seele, der mir selbst galt, mir allein!"

Die Gräfin, deren Stirne sich während dieser Schilderung in immer krausere Falten zusammengezogen hatte, fuhr hier rasch und schneidend dazwischen. — „Genug," sprach sie, „kommt zu Ende! Sagt schlicht und glattweg, was Ihr zu sagen habt, statt Empfindungen auszumalen, deren Zergliederung Euch mindestens ebenso peinlich sein sollte, als sie mir widerlich ist."

Isabella blickte auf diese rauhe Zurechtweisung die Gräfin schmerzlich lächelnd an; tiefes Erröten überflog ihre Züge, dann aber leise den Kopf schüttelnd, sagte sie sanft und gelassen: „Nein, du mußt alles wissen, Elisabeth! Ich kann dir, ich darf mir nichts ersparen! Du mußt jede Regung meiner Seele kennen lernen; denn ihre Empfindungen waren es, die mich ins Verderben stürzten, nicht mein Wille, meine Tat!" Sie schwieg eine Weile, dann aber gewaltsam sich ermannend fuhr sie fort:

„Die Stimme meines unbekannten Beschützers, die damals zum ersten Male seit der verhängnisvollen Nacht meines Theaterbesuches wieder mein Ohr berührte, begann von jenem Augenblicke an den alten Zauber nur noch mächtiger, noch unwiderstehlicher an mir zu üben. Ihre Klänge verfolgten mich, wohin ich mich wandte, was ich auch ergriff; ihre Wohllaut umrauschte mich bei Tage, erfüllte den Traum meiner Nächte, und zog, von der Wirklichkeit mich abscheidend, einen Zauberkreis bestrickend um mich her, dem ich umso weniger zu entrinnen vermochte, als ich den rettenden Gedanken, dich über meinen Zustand zu Rate zu ziehen, so oft er sich mir auch aufdrängte, doch niemals festzuhalten den Mut hatte! Ich fürchtete, du würdest mich verspotten, oder wohl gar für aufkeimende Liebe nehmen, was wie eine Krankheit mich angeflogen, mein ganzes Wesen sich unterworfen, und

nur eben mein Herz, das fühlte ich deutlich, unberührt gelassen hatte. Denn ich wünschte, ich begehrte nichts; so überwältigend der Einfluß war, den seine Erscheinung, zumeist aber seine Stimme auf mich ausübte, so sehnte ich mich doch nicht nach seiner Gegenwart, im Gegenteil, ich scheute sie, nicht bloß weil ich vor dem Gedanken zurückschauderte, ich könnte früher oder später von ihm als die abenteuerliche Heldin jener Nacht erkannt werden, sondern vor allem darum, weil ich in seiner Nähe mich unfrei, mich mir selbst entrissen, gleichsam gebunden und in Ketten fühlte. Mein Herz hing mit aller Leidenschaft schwärmerischer Neigung an dir; ich freute mich deines Glückes, keine Regung des Neides, der Mißgunst durchzuckte meine Seele, wenn ich eurer Verbindung gedachte; ich glühte vielmehr vor Begierde, sie zu befördern, euch im Kampfe mit tyrannischer Willkür zum Siege zu verhelfen! — Nein, ich liebte ihn nicht, und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, dir meine Schwäche zu bekennen, obwohl meine Beängstigung stieg, je mehr eure Zusammenkünfte sich häuften und ich bei der fortgesetzten, durch deine Bitten mir aufgedrungenen Teilnahme an denselben mich zuletzt wie von einem Zaubernetz immer enger umschlungen, des Willens und der Besinnung, ja, wie gesagt, meiner selbst beraubt fühlte. Es war so weit gekommen, daß mich in jener Zeit nicht bloß der Klang seiner Stimme, oder die gleich einem Blitzstrahl mich

treffende Flamme seines Blickes, nein, schon die zufällige Berührung eines Handschuhs, den er vergessen, in einen Zustand traumähnlicher Betäubung versetzte, der meine Glieder lähmte und meine Gedanken in eine Märchenwelt entrückte, deren Gestalten mein Gedächtnis seither nie wieder heraufzubeschwören vermochte. Wie oft, wenn ich stundenlang bleich und regungslos mit weit offenen Augen vor mich hinstarrend, neben euch gesessen hatte, schaltest du mich langweilig und schlafsüchtig und verlachtest mich, wo du mich hättest beweinen sollen, wie ich selbst in lichten Augenblicken mich und mein geheimnisvolles Schicksal mit heißen Tränen beweinte!

„So war der Sommer, der Herbst vergangen. Mit dem Eintritt der rauheren Jahreszeit waren eure Zusammenkünfte seltener geworden, ja selbst euer Briefwechsel begann zu stocken, da Familienangelegenheiten und Geschäfte aller Art deinen Verlobten, nachdem er viele Monate zu London in fruchtlosen Bestrebungen, die Gunst des starrsinnigen Königs zu gewinnen, zugebracht hatte, nach Irland hinüberriefen! Und nun, als ob mit seiner Entfernung der Lampe deines Lebens das Öl gebräche, nun wurdest du krank, du weißt, wie krank! Ich pflegte dich, ich saß an deinem Lager, wenn, von den heißen Gluten des Fiebers erfaßt, finstere Schreckensgestalten dich umgaben; ich hielt dich in meinen Armen, wenn du erschöpft von dem Wüten

der Krankheit blaß und matt wie eine Sterbende zusammenbrachst; ich betete, ich rang die Hände, wenn du bewußtlos in dumpfer Betäubung hinbrütend dalagst, tage-, wochenlag dalagst! Es war eine harte, kummervolle Zeit! Darüber war Weihnachten herangekommen, als eines Tages spät abends Wilson, der Forstwart, mich von dem Lager, auf dem du stumm und regungslos dem Tode entgegen zu schlummern schienst, hinwegrufen ließ, um mir mitzuteilen, er — dein Verlobter, sei angekommen. Durch das Ausbleiben deiner Briefe beunruhigt, war er von Irland herübergekommen, und hatte kaum in London von deiner Erkrankung gehört, als er sich ungesäumt aufs Pferd warf und nach Eldon Manor eilte.

„Es war eine rauhe, feindliche Nacht; wilder Sturm umbrauste in rasender Wut die Mauern des alten Schlosses und trieb den in dichten Flocken niederwirbelnden Schnee wolkengleich vor sich her. Der junge Mann sei ganz erstarrt, meldete Wilson, und lehne zum Tode erschöpft an der Parkmauer; die nächste Herberge liege noch fern genug, daß das abgemattete Roß, wie der halberfrorene Reiter auf dem Wege dahin in diesem Unwetter umkommen könnten, und er stehe für nichts, wenn beide nicht wenigstens für ein paar Stunden im Schlosse Unterkunft fänden! — Die Not des Augenblicks war groß! Mein Oheim war nicht nur zu Hause, sondern sogar noch wach; allein das Ansehen, in dem ich

bei der Dienerschaft des Hauses stand, und die zärtliche Teilnahme, die alle für dein Schicksal empfanden, erlaubten mir dennoch, freilich ohne sein Wissen, ja gegen seine streng gemessenen Befehle, der Pflicht der Menschlichkeit zu genügen. Ich befahl, deinen Verlobten in einen selten betretenen Seitenflügel des Schlosses zu bringen, ihn mit Feuerung, Speise und Trank zu versehen, vor allem aber ihm als beste Herzstärkung Hoffnung auf deine baldige Genesung zu geben, eine Hoffnung, die ich selbst leider kaum mehr festzuhalten vermochte. Dann verfügte ich mich zu meinem Oheim, um durch meine Gegenwart und Gespräche über wirtschaftliche Gegenstände seine Wachsamkeit einzuschläfern, und erst als ich ihn müde und schlaftrunken im Begriffe sah, sich zur Ruhe zu begeben, eilte ich an dein Krankenlager zurück. In dumpfer Betäubung hingestreckt lagst du, als ich dich verließ. Wie erstaunte ich, als ich dich zwar erschöpft und hinfällig, aber bei voller Besinnung wiederfand. Noch heute weiß ich nicht, ob dir durch irgend eine unberufene Mitteilung die Ankunft deines Verlobten kund geworden, oder ob deine ahnende Seele sie erraten hatte, genug, du wußtest von ihr, du strecktest mir schon von weitem die abgezehrten, zitternden Hände entgegen und riefst, indem glückseliges Lächeln deine Lippen umspielte: ‚Er ist da! Der Treue! Er ist da! Durch Sturm und Wetter, mit Gefahr seines Lebens ist er zu mir gekommen!‘

Und als ich, einen neuen Fieberanfall besorgend, dich zu beschwichtigen und von diesem Gedanken abzubringen suchte, erwidertest du: ‚Warum täuschest du mich? Ich weiß, er ist da! Drüben im weißen Turme, im Erkerzimmer ist er!‘ Und da ich zweifelhaft dastand, zum Tode erstaunt, dich, die fast totenähnlich hingelegen, um Dinge wissen zu sehen, die ich dir aus gutem Grunde verschwiegen hatte, fingst du an mich mit Bitten zu bestürmen, ich möchte deinen Verlobten aufsuchen und ihn selbst sprechen. ‚Tu mir's zuliebe,‘ sagtest du! ‚Er ist betrübt, er leidet! Geh, Isabella, tröste ihn! Sag' ihm, daß mir seine Liebe wieder Leben gegeben habe: denn ich werde leben! Ich weiß es, ich fühle es, ich bin genesen!‘“

„Sprach ich wirklich so? Ich dachte, ich hätte nur so geträumt,“ unterbrach sie hier die Gräfin, den Kopf nachdenklich in die Hand stützend.

„Leider sprachst du so,“ fuhr Isabella fort, „und als ich dagegen mich sträubte und dir Vorstellungen machte, ja sogar mich erbot, ihn selbst an dein Lager zu bringen, wurdest du immer wilder und dringender! ‚Geh,‘ riefst du, ‚oder ich sterbe! Geh, geh, ich will es!‘ Mit diesen Worten drängtest du mich in fieberhafter Heftigkeit von deinem Lager weg, und — ich ging! Gott weiß, daß nur die Furcht, dich noch mehr aufzuregen und eine, vielleicht heilsame Wendung deiner Krankheit zu stören, mich forttrieb. Ohne irgend eine Leuchte, damit

nicht der Lichtschimmer in einem fast unbetretenen Teile des Schlosses etwa die Aufmerksamkeit meines gerade gegenüber wohnenden Oheims auf sich ziehe, schritt ich schweren Herzens und zögernden Fußes die Hallen und Gänge entlang, die zu der in den weißen Turm emporsteigenden Wendeltreppe hinführten. Kaum aber hatte ich ihre ersten Stufen betreten, als mich eine seltsame Beklemmung befiel, die mich beinahe des Atems beraubte, und zuletzt mich stille zu stehen zwang! Die Luft, die mir entgegenströmte, schien mich mit einem feinen, betäubenden Duft anzuwehen, und ich war nahe daran umzukehren, wenn nicht der Wunsch, deinen Bitten zu genügen, plötzlich aufwallender Zorn über meine kindische Schwäche und die Hoffnung, alles in wenigen Worten abmachen zu können, mich bewogen hätte, meinen Weg fortzusetzen, und so erstieg ich hastig die Treppe und öffnete die Tür des Erkerzimmers.

„Matter, unsicherer Lichtschimmer von einer halb erlöschenden Lampe und dumpfe Schwüle von dem überheizten Kamine her drang mir entgegen. Auf einem Stuhl sah ich Mantel und Hut hingeworfen und das Schwert daneben gelehnt; auf einem Tischchen stand neben einigen, wie es schien, unberührt gebliebenen Schüsseln ein zur Hälfte geleerter Krug Kanariensekt; er selbst aber, erschöpft von den Anstrengungen des langen Rittes und den Unbilden des Wetters, lag auf einem Ruhebette hingestreckt

und schlief. Sein Antlitz, obwohl von der Schärfe der Luft, oder vielleicht nur von dem Widerschein der im Kamin verglimmenden Kohlen leise gerötet, zeigte eingefallene Wangen und einen schmerzlichen Zug um die Lippen. Die Nachricht von deiner Erkrankung mochte ihn tief erschüttert, und Wilsons tröstender Bericht, du seist auf dem Wege der Genesung, ihm nach mancher bang durchwachten Nacht zum ersten Male wieder einige Minuten erquickenden Schlafes gegönnt haben. Und ich sollte diesen stärkenden Schlummer stören? Mir gebrach der Mut dazu; ich will mich der Türe zuwenden, als der Fall seines Schwertes, das meine Gewänder anstreifend am Stuhle niedergleiten machten, ihn weckte! Er fährt auf, erblickt mich und: ‚Elisabeth,‘ ruft er, ‚du lebst! du bist genesen, mir wiedergegeben!‘ und springt auf mich zu! Mir aber versagen die Worte; kaum daß seine Stimme mein Ohr berührt, umfängt mich wieder der Nebel traumähnlicher Betäubung, in den sie stets mich einzuhüllen pflegte, und als er mich anfaßt, umschlingt, zum Ruhebett hinzieht, da zuckt es wie Feuerströme durch meine Glieder! Ich taumle; meine Augen schließen sich; er aber küßt mich und kniet zu meinen Füßen und küßt mich wieder; Worte auf Worte, wie ebenso viele Zaubersprüche quellen von seinen Lippen und nun verlischt knisternd der matte Strahl der Lampe — und ich bin verloren! Als ich aus bewußtlosem Taumel erwachend halb

wahnsinnig mich seinen Armen entwinde, schallen Schritte von der Treppe her; es ist Wilson, der ihn auf sein Geheiß zum Aufbruch zu mahnen kommt; durch die halboffene Türe bricht der Strahl seiner Lampe! Mein Verderber, noch mich zurückzuhalten bemüht, läßt mich plötzlich fahren, erkennt mich: ‚Herr, mein Gott, Isabella!‘ ruft er und taumelt zurück, während ich betäubt in wildem Entsetzen die Treppe hinabfliege und durch Hallen und Gänge, meines Weges wie meines Zieles unkundig, forteile. Erst an deinem Krankenlager fand und erkannte ich mich wieder! Du lagst und schliefst den Schlaf der Genesung, wie du verheißen! Um dich her war Frieden, und selige Ruhe strahlten deine Züge, und ich hatte sie verloren, hatte Frieden und Ruhe für Jahre hinaus verloren, und Schmach und Schande und Selbstverachtung dafür eingetauscht!“

Isabella, in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, verbarg ihr Antlitz in den Händen; die Gräfin aber, deren Stirne während ihres Berichtes Zweifel und Vertrauen, Unmut und Teilnahme abwechselnd wie Wolkenschatten verdunkelt oder wie Sonnenschein erhellt hatten, hielt ihre Blicke scharf beobachtend auf sie gerichtet, bis sie nach einer Pause gedankenvollen Schweigens, kurz, aber nicht hart, die Worte hinwarf: „Nun und weiter!“

„Weiter,“ rief Isabella, den tränenfeuchten Blick zu ihr erhebend, „weiter! Ja, weiter, weiter rauscht der Strom der Zeit und fragt nicht, was er nimmt

und was er bringt! Weiter, weiter rollt die Erde ihren ewigen Lauf, ob Geschlechter auf ihr erblühen oder vergehen, und weiter, weiter treibt das Schicksal den Menschen auf seinem Pilgerpfade, ob er Blumen am Wege breche oder Dornen sich ins Herz drücke, und so lebte auch ich weiter, wenn atmen und sich eingesargt und begraben wünschen leben heißt. Mein Glück war, daß dir, obgleich du morgens gekräftigt und entschieden deiner Genesung entgegengehend erwachtest, keine Erinnerung an die Vorfälle der Nacht geblieben war, und daß du selbst später, als du von dem aufopfernden Besuche deines Verlobten erfuhrst, die Nachricht ruhiger, als ich erwartet und ohne darüber in nähere Erörterungen einzugehen, hinnahmst; denn ich fühlte mich damals in meinem innersten Gemüte so vernichtet, so in den Staub getreten, so ratlos und hilfebedürftig, daß ein Wort von dir genügt hätte, mein unglückliches Geheimnis ohne irgend einen Rückhalt mir zu entreißen. Du aber sprachst das Wort nicht, du genasest und lebtest in dem Wonnegefühl wiederkehrender Kraft nur der Gegenwart und der Erwartung der Zukunft, und überließest es mir, verzagend und verzweifelnd, die Erinnerung an das Entsetzen der Vergangenheit in meiner Brust umherzuwälzen. So mochte eine Woche vergangen sein, als mir Wilson verstohlen einen Brief zusteckte; er war von seiner Hand! Ich schauderte; denn wenn sonst, was von ihm kam, was seine Hand berührt hatte, wie

Zauber auf mich wirkte und die wunderbarsten Empfindungen hervorrief, so erfüllte mich seit jener grauenvollen Nacht die zufällige Begegnung solcher Dinge mit unwillkürlichem Abscheu und tödlichem Widerwillen, ja mit unsäglichem Ekel, und kalter Schweiß trat auf meine Stirne, wenn mein Gedächtnis mir jetzt den Klang seiner Stimme wach rief. Gleichwohl empfand ich, daß ich meinem Gefühle Gewalt antun und den Inhalt des Schreibens kennen lernen mußte, und so entfaltete ich das Blatt. Es enthielt eine leidenschaftliche Anklage seiner selbst und seines Schicksals, das ihn, der nur in dir, Elisabeth, und für dich lebe, durch eine dämonische Verkettung der Umstände, durch eine unselige Verblendung, wie nur Schlaftrunkenheit und zu rascher Genuß feurigen Weines sie herbeiführen könne, zu einer so sträflichen Verirrung hingerissen habe. Er empfinde, fügte er hinzu, in vollem Maße das Gewicht der Verantwortung, das er damit auf seine Seele geladen, wie die Heiligkeit der Verpflichtung, das an mir begangene Unrecht wieder gut zu machen, und sei daher entschlossen, mit seiner Vergangenheit rückhaltlos brechend, bei meinem Oheim um meine Hand anzuhalten, wozu er sich meine Zustimmung erbitte. Ich schleuderte den Brief mit Entsetzen von mir; aber nicht bloß der Gedanke, daß durch diesen Schritt dein, der eben Genesenden, Glück, ja vielleicht dein Leben gefährdet werden könne, nicht bloß das demütigende Gefühl, einem Manne, der

eine andere liebe, angehören zu sollen, es war vor allem die Abneigung, der Abscheu, mich ihm, dem Verderber, dem Räuber meiner Ehre, ja überhaupt einem Manne hinzugeben, es war noch mehr Haß gegen ihn, als Liebe für dich, die meinen Zorn entflammte.

„Seitdem ward ich ruhiger; das Elend, das er mir für die Zukunft bot, erleichterte mir den Druck der Gegenwart, und das erfreuliche Fortschreiten deiner Genesung machte mich milder und gefaßter, als ich in den ersten Tagen nach jenem unseligen Abend gewesen. Da kam ein zweiter Brief, der in ernster, ruhiger Fassung zuerst die Nichtbeantwortung des ersten Schreibens beklagend, gleichwohl mein Stillschweigen durch die Bedenken gerechtfertigt erklärte, die sein Anerbieten um so mehr in mir erregen mußte, als ich sein bisheriges Verhältnis zu dir so genau kenne. Nach diesem Eingange jedoch wiederholt darauf hinweisend, daß die Verirrung jenes unseligen Abends nur als die Folge einer bis zur halben Bewußtlosigkeit gesteigerten Aufregung zu betrachten, bat er mich, sowohl die Überzeugung festzuhalten, daß sein Charakter der eines Mannes von Ehre wäre, welcher immer seine Neigung seiner Pflicht unterzuordnen verstanden habe, als in Erwägung zu ziehen, daß in der Ehe nicht bloß Liebe, so auch gegenseitige Achtung und selbstverleugnende Hingebung zu beglücken vermöge. Er schloß mit der erneuerten Bitte, seiner Werbung

meine Zustimmung nicht versagen und die Wahrung meiner Ehre jeder anderen Rücksicht voranstellen zu wollen.

„Dieser Brief machte mich nachdenkend, und obwohl ich meine Abneigung gegen den Urheber meines Unglücks, während ich sein Schreiben las, noch eher sich steigern als abnehmen fühlte, so erkannte doch mein Verstand, daß die Gesinnung eines Mannes, der einem fast armen und dabei ungeliebten Mädchen seine Hand anbiete, um ihre Ehre auf Kosten seines eigenen Lebensglückes wieder herzustellen, Achtung, und sein Brief Beantwortung verdiene. Ich warf demnach einige Zeilen aufs Papier, mit denen ich mich aller Ansprüche auf seine Hand begebend, ihm sogar aufrichtig Verzeihung des schweren Unrechts, das er an mir begangen, zusicherte, wenn er nur dich, Elisabeth, so glücklich mache und dir so treu anhänge, als du es in jedem Sinne verdientest. Um diese selbe Zeit gelang es mir, in einer Stunde traulichen Gespräches meinem Oheim die Kunde abzulocken, daß der König mit dem Widerstande, den er eurer Verbindung entgegensetze, im Grunde nur beabsichtige, deinen Verlobten zu irgend einem Gewaltschritt zu drängen, der ihm als Vorwand zur Einziehung seiner Güter dienen könne, da einer seiner Günstlinge, Lord Duncaster, das eine derselben, Hawkesburg, sich anzueignen seit Jahren das Verlangen trüge. Er fügte hinzu, daß die Abtretung dieses Gutes an Lord Duncaster den König

augenblicklich umstimmen würde, nahm mir jedoch ängstlich und zaghaft, wie er war, das Versprechen ab, dir von diesem Geheimnis nichts mitzuteilen. Dies Versprechen gab ich und hielt ich; dagegen setzte ich deinen Verlobten, da mir der Oheim in Beziehung auf ihn, den er mir völlig unbekannt glaubte, keine Verpflichtung auferlegt hatte, augenblicklich davon in Kenntnis. Ich bediente mich dazu eines Zettels mit verstellter Handschrift —"

„Wie, von dir kam der geheimnisvolle Zettel?" rief hier die Gräfin im höchsten Erstaunen aus, setzte aber gleich mit einem seltsam zweifelhaften, fast lauernden Blicke hinzu: „Von dir kam er und Melvil, denk' ich, war er gezeichnet?"

„Nein! ‚Burgoyne, ein treuer Freund', war er unterschrieben," versetzte Lady Isabella, „denn wußte ich gleich, daß mein Name der Botschaft mehr Glauben verschaffen würde, so wollte ich doch nicht die Miene haben, Böses mit Gutem vergelten und feurige Kohlen auf das Haupt meines Feindes sammeln zu wollen. Auch blieb ich nicht lange im Zweifel, ob meine Mahnung die erwünschte Wirkung getan, denn dein Verlobter beschwor mich alsbald in einem neuerlichen Schreiben, nochmals sein Anerbieten in reifliche Erwägung zu ziehen und ihn binnen acht Tagen meinen Beschluß wissen zu lassen; nach Verlauf dieser Frist würde er sich jeder Verpflichtung gegen mich für entbunden erachten und keinen Anstand nehmen, seine Zukunft in deine

Hand zu legen, da sich ihm nun ein sicherer Weg darzubieten scheine, die Einwilligung des Königs zu eurer Verbindung zu gewinnen. Der Empfang dieses Briefes — hier ist er und hier sind auch die beiden früher erwähnten Briefe," unterbrach sich hier Lady Isabella, indem sie hastig die vor ihr auf dem Tische stehende Reiseschatulle öffnete und der Gräfin einige vergilbte Blätter hinreichte — „der Empfang dieses Briefes, den ich auf den ersten Blick hin nie zu beantworten beschloß, erfüllte zum ersten Male seit langen qualvollen Wochen mein wundes Herz mit hoher, reiner Freude und gab mir Mut und Fassung wieder. Du warst genesen und blühtest wieder wie eine Rose, dein Glück war gesichert, und meines — was lag an meiner Zukunft! Allein diese Aufwallung leichtsinniger Zuversicht war nur ein Sonnenblick vor dem Sturm. Noch ehe die Frist, die dein Verlobter mir zur Überlegung eingeräumt hatte, abgelaufen war, fühlte ich Unglückselige mich — Mutter! — Ich war der Verzweiflung nahe!"

„Die Hand deines Verlobten annehmen, hieß mich mit dem Bewußtsein, nicht geliebt zu werden, fürs Leben einem ungeliebten Gatten hingeben; wenn ich sie verweigerte, so mußte ich, gelang es mir, meinen Fehltritt zu verbergen, lebenslang die Last eines unseligen Geheimnisses mit mir fortschleppen, mußte täuschen, heucheln und betrügen, oder, ward meine Verirrung offenkundig, mit dem

Spott und der Verachtung der Welt beladen in trostloser Vereinsamung meine Tage beschließen. Dort mit der Vernichtung deines Glückes bedroht, hier mit der Sorge für die Zukunft des unglücklichen Geschöpfes gequält, das ich unterm Herzen trug, gähnte hier und dort ein Abgrund mir entgegen. Entsetzliche Gedanken erwachten in meiner Seele! Immer stand das Bild des stillen, klaren Weihers vor mir, der, unfern von Eldon Manor gelegen, so oft das Ziel unserer Abendspaziergänge war, und Stimmen flüsterten in meinem Herzen, wie tief er sei und wie kühl und friedlich in seiner dunkeln Tiefe sich's ruhen möge. Und dann ermahnte ich mich wieder, und warf mich auf die Kniee und weinte und betete und flehte zum Himmel um Kraft, um Erleuchtung, um Rettung! Und ich ward erhört, denn eines Tages ward es licht in meiner Seele; ich erkannte, daß die Wurzel all meines Unglücks in dem Überwuchern meiner Phantasie, in ihrem krankhaften Drange nach Ungewöhnlichem und Abenteuerlichem liege, und daß ich diesen Drang, statt ihn zu zügeln, genährt und großgezogen habe, bis er nicht nur meinen Geist zur Empörung gegen alle Gesetze des Anstandes und der Sitte wie des Rechtes hingerissen, sondern durch Überreiz erschöpfend auch die Kraft meines Körpers abgeschwächt und entnervt habe. Ich begriff, daß Gott mich in den Abgrund meines Elends hinabgestoßen habe, damit die Bitterkeit des Schmerzes mich

meinen Irrtum erkennen lehre, daß Reue läuternd aus Nacht mich zum Lichte führe; ich faßte, daß ich seiner strafenden Hand mich nicht entziehen, noch fremdes Glück hinopfern dürfe, um meine Schande der Welt zu verbergen, sondern daß ich allein tragen müsse, was ich allein verschuldet. Von diesem Augenblicke an war ich gerettet; ich ließ die Frist ablaufen, die dein Verlobter mir anberaumt, und harrte gefaßt und ergeben der Zukunft entgegen, bereit, demütig büßend hinzunehmen, was sie auch bringe! — Aber Gott war gnädig, denn wenige Tage darauf berief mich ein Eilbote zu meiner sterbenden Base in die Niederlande, die mich zu ihrer Erbin eingesetzt hatte und der ich die Augen zudrücken sollte. Dort in der Fremde, durch die Trauer um die Hingeschiedene berechtigt, von aller Welt mich zurückzuziehen, genas ich in tiefer Einsamkeit meines Kindes, das ich erst nach Jahren, nachdem du längst eine glückliche Gattin geworden, seinem Vater, jeden weiteren Briefwechsel ablehnend, zur Obhut und Erziehung auf vaterländischem Boden und in vaterländischer Sitte übergab.

„Und nun weißt du alles! Ohne Rückhalt und ohne Beschönigung habe ich dir das traurige Geheimnis meines Lebens enthüllt. Ich habe die Verirrung eines Augenblicks, die Verirrung unerfahrener Jugend und ungezügelter Phantasie durch lange Jahre der Reue, durch die Trennung von meinem Kinde, von dir gebüßt; ich glaube sie durch mutige

Verzichtleistung auf alle Lebensfreuden, die Haus und Familie gewähren können, durch beharrliche Abwendung meiner Seele von allem Irdischen, durch strenge Pflichterfüllung in dem Wirkungskreise, in dem es mir zu walten vergönnt war, gesühnt zu haben; das tiefe Gefühl der Beschämung aber, mit der ich ihrer gedenke, die folternde Unruhe, mit der ich jeden Tag das Kundwerden meiner Schande befürchtete, die namenlose Angst, mit der ich bis auf diesen Tag das Rätselhafte meiner Lebensweise zu bewahren trachten mußte, diese peinlichen Empfindungen werde ich erst überwinden können, wenn du, deren Rechte ich einst willenlos verletzt, wenn du, zugleich mein Anwalt und mein Richter, dein Verdikt über mich gesprochen, mich von der Anklage vorsätzlicher Untreue, bewußten Verrates losgezählt und den tiefinnersten Aufschrei meiner Seele: Nicht schuldig! bestätigt haben wirst."

Lady Isabella hatte sich bei diesen Worten von ihrem Sitze erhoben und stand hochaufgerichtet, die eine Hand auf ihre Brust gelegt, die andere emporgehoben, als ob sie den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld anriefe; ihre Augen leuchteten und ihre Züge strahlten in dem Glanze einer Verklärung, wie nur der höchste Aufschwung der Seele sie über ein Menschenantlitz ausgießt; bald erlag jedoch ihr zarter Körper der Erschütterung des in seinen geheimsten Tiefen bewegten Gemütes; zusammenbrechend sank sie wieder auf das Taburett zurück

und verbarg ihr von Tränen überströmtes Antlitz in den Händen. Die Gräfin aber, welche bisher gedankenvoll die ihr von Isabellen dargereichten Briefe durchlesen hatte, erbrach nun auch das ihr früher abgenommene Schreiben. Nachdem sie seinen Inhalt durchflogen hatte, erhob sie sich schweigend, trat an ein in der Fensterwölbung angebrachtes Schreibepult, griff hastig zur Feder und warf in fliegender Eile einige Zeilen auf ein Blatt des dort zur Hand liegenden Papiers. Als sie vollendet hatte, schritt sie auf Isabellen zu, und die Hand auf das langsam sich erhebende Haupt der Freundin legend, sprach sie mit einer Stimme, in der Tränen zitterten: „Ich habe meinem Gemahl geschrieben; willst du nicht einige Zeilen hinzufügen?" und damit reichte sie ihr das Blatt, dessen Inhalt so lautete:

„Mein Herr und Gemahl!

Die Schreiben, die Ihr durch Philipps hierhergesandt, sind angelangt, nur daß der Umschlag des Briefes, der meinen Namen trug, die an Lady Isabella gerichteten Zeilen enthielt, während sie diejenigen empfing, die für mich bestimmt waren. Erschreckt nicht über diese Verwechselung, die nur durch Gottes besondere Fügung einem so umsichtigen Geschäftsmanne wie Euch begegnen konnte! Ich meinesteils, wie schmerzlich der erste Eindruck der Nachrichten war, die ich auf diese Weise empfing, ich segne einen Vorfall, der meine Meinung von Eurem Charakter, als den eines echten Edelmannes,

der zu jeder Zeit sein Lebensglück wie sein Leben der Erfüllung seiner Pflicht zu opfern bereit war, befestigt und mich in meiner Isabella die uneigennützigste, aufopferndste, in den schwersten Prüfungen treu bewährte Freundin kennen gelehrt hat. In Erwiderung der guten Nachrichten, die Euch über unsere Söhne zugekommen, bitte ich Euch, daß Ihr ihnen ihren Bruder William, der zu Cambridge erzogen wird, nicht länger vorenthalten, sondern ehestens zu ihnen nach Oxford bringen möget, damit in brüderlicher Liebe aufwachsen, die fortan gemeinsam wie in Euch einen treuen fürsorgenden Vater, eine liebevoll zärtliche Mutter besitzen sollen in Eurer

Elisabeth."

Lady Isabella hatte das ihr dargereichte, in ihren Händen zitternde Blatt durchlesen und ließ es nun ohne ein Wort der Erwiderung sinken; als aber nun die Gräfin die Hand zutraulich auf ihre Schulter legend die Frage wiederholte: „Willst du nicht einige Zeilen hinzufügen?" heftete sie ihre noch tränenfeuchten Augen mit einem so scheu verlegenen, ängstlichen, fast um Hilfe flehenden Blicke auf die Gräfin, daß diese alsbald ausrief: „Willst du nicht schreiben, oder zögst du wohl gar am Ende vor, daß auch mein Brief nicht abginge? O, ich verstehe dich; du willst nicht, daß er von der Qual wisse, die dieser Tag dir bereitet; du errötest bei dem Gedanken, er könnte in einer vertraulichen

Stunde des Vergangenen gegen mich erwähnen; du wünschest, mit deinem Bekenntnis jenes Fehltritts möge auch sein Gedächtnis auf immer verlöschen! Du hast recht und so geschehe denn nach deinem Willen!" — Damit zerriß sie das Blatt, und die sie umschlingende Freundin liebevoll ans Herz drückend fügte sie hinzu: „Darum bleibst du doch jetzt und immer meine beste Freundin, du treue Seele, und dein wackerer William mein herzlieber Sohn!"

Und sie blieben Freundinnen! Als nach dem gewaltsamen Ende Karls I. der Graf von Ormonde, der treue Anhänger seines Königs, nach dem Kontinent flüchten, die Gräfin aber, um ihren Söhnen ihr Erbgut zu retten, sich entschließen mußte, zurückzubleiben und während des Protektorates fern von ihren Lieben auf Kilkenny Castle zu verweilen, teilte Lady Isabella, die bis an ihres Lebens Ende unvermählt blieb, ihre Einsamkeit und ermutigte sie in ihren Nöten, wie die Gräfin dagegen ihr in ihrer Trauer um ihren im blühenden Jünglingsalter hingeschiedenen Sohn William teilnehmend und tröstend zur Seite stand.



Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

(Goldene Medaille der Weltausstellung St. Louis 1904.)

Die Stiftung, deren Zweck es ist, „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes zu setzen“, begann ihre Tätigkeit i. J. 1903 damit, daß sie an 500 Volksbibliotheken je 20 Bände verteilte, unter denen sich z. B. Fontanes „Grete Minde“ — M. v. Ebner-Eschenbachs „Gemeindekind“ — eine Auswahl der „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm — Roseggers „Als ich noch der Waldbauernbub' war“ — ferner die umstehend genannten 3 ersten Bände der „Hausbücherei“ befanden. Im J. 1904 wurden 40 Werke (23 Bände) in je 750 Exemplaren zum gleichen Zwecke angekauft.

Abzüge des Werbeblatts, des Aufrufs, der Satzungen, des Jahresberichts u. s. w. werden von der Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel gern übersandt.

Die Stiftung erbittet besonders jährliche, aber auch einmalige Beiträge; erstere sollen nicht zum Kapital geschlagen, sondern fortlaufend mit den Kapitalzinsen ausgegeben werden. Für jährliche Beiträge von mindestens 2 Mk. oder einmalige von mindestens 20 Mk. gewährt die Stiftung durch Übersendung einer ihrer eigenen Ausgaben (nicht der angekauften Werke) Gegenleistung. Wer 25 Mark Jahresbeitrag zahlt, erhält auf Wunsch alle im gleichen Jahre erscheinenden Bände der „Hausbücherei“.

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen — der k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859112 — der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämtlichen Zweiganstalten und Depositenkassen — dem Kassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg-Großborstel.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den Genannten oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel“ erbeten.

Hausbücherei

der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Bd. 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bildnis Kleists, 7 Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. Preis gebunden 90 Pfg. *6.—10. Tausend.*

Bd. 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bildnis Goethes von Lips und Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. Preis gebunden 80 Pfg.

Bd. 3. Deutsche Humoristen. *Erster Band:* Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. 221 Seiten stark. Preis gebunden 1 Mark. *11.—15. Tausend.*

Bd. 4. Deutsche Humoristen. *Zweiter Band:* Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. 222 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 5. Deutsche Humoristen. *Dritter Band:* Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. 196 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 6/7. Balladenbuch. *Erster Band:* Neuere Dichter. 495 Seiten. Preis gebunden 2 Mark.

Bd. 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 9. Novellenbuch. *Erster Band:* C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. 194 Seiten. Preis gebunden 1 Mark. *6.—10. Tausend.*

Bd. 10. Novellenbuch. *Zweiter Band* (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. 199 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 230 Seiten. Preis gebunden 1 Mark.

Bd. 12 und 13. Schiller: Ausgewählte Briefe. Mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 2 Bände. Jeder Band etwa 230 Seiten. Preis gebunden je 1 Mark.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.







